Eudoxia,

die Kaiserin.

Ein Zeitgemälde
aus dem fünften Jahrhundert

von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Zweiter Band.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1866.

Mainz, Druck von Florian Kupferberg.

Inhaltsverzeichniß.

Das Ankleidezimmer.

Eugraphia befand sich in ihrem Ankleidezimmer. Ein Schwarm von Dienerinnen umringte sie. Die meisten von ihnen, und zwar die besten und geschicktesten — waren Sclavinnen; denn mit Talenten begabte Freigelassene wären nicht bei ihr geblieben. Deshalb gab Eugraphia nur den Ungeschicktesten, den Kränklichen, den Alternden die Freiheit, d. h. sie verstieß sie ins Elend, indem sie ihnen nicht die genügenden Mittel zur Existenz gab. Fehlten aber diese, so war das Geschenk der Freiheit eine sehr zweifelhafte Wohlthat, da die Sclaven in ihrem unmündigen Verhältniß keine Ahnung von vorsichtiger Selbstständigkeit, ja meistens nicht einmal die Geschicklichkeit hatten, die ihnen in der Freiheit nützlich gewesen wäre. Der Dienst der Sclaven war etwas Maschinenmäßiges, der heutzutag ein Ana-

logon in dem Arbeiter findet, der die Maschine bedient. Bei der zahllosen Sclavenmenge in großen Häusern, war für jede kleine Dienstleistung ein Individuum bestellt. Eine Sclavin hatte keine andere Aufgabe, als das silberne Waschbecken zu halten, worin die Gebieterin die Hände wusch. Eine andere that nichts weiter, als bei der Toilette den Spiegel vorzuhalten — was ein sehr gefürchtetes Amt war. Der Spiegel war eine große, glänzend polirte Silberscheibe, in welcher sich aber doch nur ein kleiner Theil der Gestalt abspiegelte, so daß die Dienerin errathen mußte, wohin das Auge der Herrin sich wenden würde, um dem Spiegel sogleich die entsprechende Richtung zu geben. Mochte nun die Spiegelhalterin in ihrem Fach die geschickteste Person von der Welt sein, so genügte das keineswegs, um sie als mittellose Freigelassene vor dem Hungertod zu schützen.

Eugraphia's Spiegelhalterin hatte ein schweres Amt, denn die Herrin wurde täglich unzufriedener mit dem aufrichtigen Spiegel, der sie zeigte wie sie war und nicht wie sie zu sein wünschte — und dafür mußte die arme Leonilla büßen. Das schreckliche Instrument, womit die vornehmen Römerinnen eigenhändig kleine Versehen straften, die bei dem Toilettendienst vorfielen: die lange spitze goldne Haarnadel, deren Stich auf den bloßen Arm und

Nacken äußerst empfindlich war, wurde zuweilen auch von Eugraphia gehandhabt.

Sie saß auf einem wunderschönen Sessel von Elfenbein mit Polster von goldgelber, blumendurchwirkter Seide. Ihr Kopfputz war vollendet; — und sehr geschickt. Man konnte nicht entdecken wie viel falsches Haar sich mit dem eigenen in dem vollen Lockenbau über der Stirn und in dem Flechtenknoten am Hinterkopf vermischte. Zarte Opale, in den Frühlingsfarben des Horizontes spielend, lagen wie Blumen vereinzelt in der braunen Lockenfülle. Eugraphia sagte freundlich:

„Der Kopfputz gefällt mir ungemein . . . Du hast Deine Sache vortrefflich gemacht, Julitta. Für diese Jahreszeit gibt es kein passenderes Geschmeide als Opal, der für die Glut des Sommers und die Strenge des Winters zu dürftig wäre. Nun geschwinde auch Ohrgehänge von Opal, Melitta!"

Julitta trat zurück, befriedigt von ihrem Werk und von dem Beifall der Herrin, und Melitta, die mit einem Blick ihr Bereich, den Schmuck, überflog, fand sogleich die passenden Ohrgehänge und befestigte sie mit gewandter Hand.

„Zoë!" sagte Eugraphia jetzt mit strengem Ton.

Es entstand eine gewisse Bewegung unter den Sclavinnen. Man fühlte die Nähe eines hochwichtigen Augenblickes. Zoë näherte sich mit vier Ge-

fährtinnen, welche jede einen silbernen Teller und auf demselben Phiolen oder Dosen mit bunter Farbe, Pinsel, Schwämmchen, trugen. Die Mädchen hießen nach der Farbe, die ihnen anvertraut war: Cyane, Mela, Erythra, Leuke.

Zoë begann ihr Werk, das eine äußerst leichte, feste Hand und einen geübten Blick begehrte. Mit ganz lockern Baumwollflocken wurde zuerst die weiße Schminke aufgetragen und zart vertheilt und eingerieben; — dann, mit noch größerer Vorsicht, die rothe.

„Es ist zu viel roth," sagte Eugraphia, die im Spiegel Zoë's Malerei verfolgte; — ich sehe hektisch aus . . . . abscheulich! . . . die Backenknochen springen hervor! . . . Willst Du mich in ein Medusenhaupt verwandeln?"

Zoë zuckte zusammen, denn sie hatte auf den linken Arm einen empfindlichen Stich bekommen, den Eugraphia ihr mit einer langen goldnen Haarnadel versetzte.

„Aber mir scheint es Leonilla's Schuld zu sein!" fuhr Eugraphia ärgerlich fort. „Wie sie den Spiegel hält, fällt ein Schatten darauf! . . . Unerträglich! . . . ich kann nicht sehen, ob sich das Roth nicht zu weit von der Wange nach dem Ohr hinzieht! . . . Ungeschicktes Mädchen! . . . Und wie schlecht polirt ist der Spiegel . . . . ganz grau sehe ich aus."

Leonilla stand unbeweglich wie eine Statue, hielt den Spiegel mit beiden Händen und gab ihm diejenige Wendung, die Eugraphia durch Blick oder Wort andeutete. Sie, wie all' ihre Gefährtinnen, waren viel zu sehr an die übele Laune der Herrin bei der Toilette gewöhnt, um sich über deren Vorwürfe zu betrüben. Es gehörte zum Dienst sie hinzunehmen. Nur die kleinen Nadelstiche weckten hier und dort vorübergehend aus der Apathie.

Nun begann Zoë's Ausführung des Gemäldes mit feinen Pinseln! Erythra's frischer Carmin färbte die Lippen. Aus Cyanens Phiole wurde ein ungemein zartes, bläuliches Geäder an den Schläfen getuscht, während Mela eine schwarze Essenz darreichte, mit welcher ein ganz feiner Strich am untern Rande der Augenlieder gezogen — und ein schwarzes Pulver, das den Wimpern und Augenbraunen beigebracht wurde. Dank diesen gräulichen Mitteln, die nur ein roher, tiefgesunkener Geschmack „Schönheitsmittel" nennen und wähnen konnte, sah Eugraphia endlich wie ein Puppenkopf von Porzellan aus; die schönen Farben der Jugend waren sämmtlich da — allein es fehlte ihnen der Pulsschlag des Lebens.

Am andern Ende des geräumigen Ankleidezimmers ging inzwischen eine zweite Toilette vor sich, nämlich die von Eugraphia's Lieblingshündchen.

Dies kleine Thier, einer Bologneserart nicht unähnlich, wurde in wohlriechenden Essenzen gebadet, dann mit aromatischem Oel eingerieben und zuletzt mit Goldstaub eingepudert, so daß es endlich auch einige Aehnlichkeit mit einem Kunstproduct — und in diesem Zustand den vollen Beifall der Herrin erhielt. Eine Gruppe von Sclavinnen war für den Toiletten- und sonstigen Dienst des Thierchens bestimmt, und Eugraphia wachte streng darüber, daß nicht darin gefehlt werde. Natürlich wechselten dergleichen Liebhabereien für das eine oder andere Thier, oder für eine Thiergattung sehr schnell. Jetzt war eben das vergoldete Hündchen beliebt. Eugraphia warf zuweilen einen scharfen Blick von ihrem Spiegel auf jene Gruppe, um sich zu überzeugen, daß der Liebling mit aller Zartheit behandelt werde.

„Eudora!“ rief sie drohend, „vergiß nicht welch ein zartes Geschöpf Du unter Deiner Hand hast, und reibe das aromatische Oel recht leicht ein! — Hörtet Ihr schon, daß sich die erlauchte Thaïs eine Zwergantilope aus dem innern Afrika schicken ließ?“

„Ist das eine neue Hundeart?“ fragte Eudora.

„Nein! es ist ein Thierchen wie ein winziges Reh mit zwei spitzigen Hörnern. Diese Hörner hat Thaïs vergolden und mit einem kleinen Reif von

Smaragden umgeben lassen. Es sieht sehr zierlich aus . . . . doch kann ich eine solche Verschwendung von Edelsteinen nicht billigen.“

„Wäre es wenigstens für ein Hündchen!“ rief Eudora begeistert.

„Nein! auch da nicht!“ sagte Eugraphia streng. „Was bleibt den Menschen für ein Schmuck übrig, wenn die Thiere Juwelen tragen!“

„Du bist immer voll Weisheit, erhabene Herrin,“ sagte Eugenia, die Vorsteherin des Ankleidezimmers, die bei der Toilette nur gegenwärtig war, ohne Hand anzulegen und dadurch einen höheren Rang einnahm. „Nein! Edelsteine sind nicht geschaffen um von Thieren getragen zu werden.“

„Und wenn ich meinen Hund mit einem Halsband von Rubinen schmücken will — was sagst Du dann, weise Eugenia?“ fragte Eugraphia verächtlich.

„Dann sage ich, daß meine erhabene Herrin besondere Gründe dafür hat,“ erwiederte Eugenia.

„Du bist die Weisheit selbst, meine Tochter! nie um eine Antwort verlegen!“ sagte Eugraphia. „Die seltsamste Liebhaberei für Thiere hat aber gewiß der Cäsar-Augustus des weströmischen Reiches. Rathet was es sei! Jede von Euch darf ein Thier nennen. Eugenia, fang' an!“

Eugenia nannte den Elephanten und die Uebri-

gen nannten jede das Thier, das sich nach ihrer Meinung für die Liebhaberei eines Kaisers eignete. Doch keine traf das rechte und Eugraphia sagte wichtig:

„Die Liebhaberei des unüberwindlichen Kaisers Honorius ist — das Huhn."

Die Sclavinnen wußten nicht genau, wie sie sich zu verhalten, — ob sie zu lächeln, zu staunen, zu bewundern hätten. Deshalb trat ein großes Stillschweigen ein.

„Bringe doch endlich Dein Geschäft zu Ende, Zoë, und Du, Eudora, starre mich nicht so neugierig an!" rief Eugraphia ungeduldig über die sclavische Gesinnung der armen Mädchen. „Nun, wie gefällt Dir das kaiserliche Lieblingsthier, Eugenia?"

„Als etwas ganz Neues und Originelles gefällt es mir sehr gut," entgegnete Eugenia schüchtern.

„Das will ich meinen!" sagte Eugraphia. „Der Hühnerhof des ewig glückseligen Kaisers zu Ravenna soll etwas Reizendes sein, mit zierlichen Häuschen, mit Rasenplätzen, mit Wasserbecken; das Ganze von einem Bronce-Gitter eingehegt und von Catalpen beschattet — und wimmelnd von den verschiedensten und seltensten Hühnern. Sogar aus Indien sollen einige Arten gekommen sein."

„O wie allerliebst! . . . . O wie munter und

lustig! . . . O der wahrhaft glückselige Kaiser Honorius! . . . . O dies kleine Hühner-Paradies!" riefen die Mädchen in aufrichtigster Bewunderung.

Die Thürhüterin, deren Amt es war, den Eingang des Ankleidezimmers zu bewachen und zu verhüten, daß sich kein Lauscher demselben nahe, verließ ihren Posten und ging hinaus, denn trotz der lärmenden Ausrufe hatte sie nahende Schritte vernommen. Ehe noch der Begeisterungsrausch für den kaiserlichen, den paradiesischen Hühnerhof sich abgekühlt hatte, kam sie zurück und meldete:

„Narciß fragt an, ob es der Erlauchten genehm sei den erlauchten Eugenius zu sprechen."

„Gewiß! man führe ihn in den Morgensaal!" rief Eugraphia lebhaft. Beeilt Euch, Ihr Mädchen! meine Zeit ist kostbarer als die Eure! . . . — Und gebt mir ein rosenfarbenes Kleid von dem weichen persischen Stoff! . . . das wird vortrefflich mit den Opalen harmoniren — nicht wahr, Eugenia?"

„Unvergleichlich!" antwortete diese. „Mögten nur heute hundert Besuche sich einfinden, um diesen einzigschönen Anzug zu bewundern und zu beneiden."

Aus einem breiten Kasten von Sandelholz nahm die Kleiderwärterin das herrliche, nach dem feinsten Rosenöl duftende, rosenfarbene Kleid, und in wenig

Augenblicken war Eugraphia's Toilette vollendet. Sie rief:

„Eudor!" — Das goldbepuderte Hündchen sprang herbei, und von ihm gefolgt begab sie sich in ihr Empfangzimmer.

Kaum war sie fort, so sank Leonilla auf ein Ruhebett und seufzte:

„Ich kann nicht mehr! die Anstrengung ist zu groß! man kann nicht zwei Stunden wie eine Bildsäule stehen und den schweren Spiegel halten."

„Ruhe Dich aus," entgegnete Eugenia kalt; bis heute Abend ist die kleine Müdigkeit verschwunden."

„Könnte mir nicht ein anderes Amt zugewiesen werden, Eugenia?" fragte Leonilla bittend.

„Aber Du kannst ja kein anderes verwalten," erwiederte die Vorsteherin des Ankleidezimmers.

„Könnte ich nicht etwa mit Eudora tauschen?" fuhr Leonilla zu bitten fort.

„O ich danke für den Tausch!" rief Eudora empört. „Bei meinem Hündchen brauche ich keine Nadelstiche zu fürchten ... das liebe Thier, das! Nein, ich bin sehr zufrieden und gehe auf keinen Tausch ein."

„Du redest, als ob Du gefragt würdest," sagte Eugenia kalt. „Sollte ein Wechsel nothwendig werden, so wird er eintreten. Für jetzt ist er es

nicht. Leonilla wird sich leicht von ihrer Ermüdung erholen und dann froh sein über die geringen Beschwerden ihres Amtes. Die Weberinnen, die Näherinnen, die Stickerinnen, die den ganzen Tag bei der Arbeit sitzen, dürften wohl allenfalls klagen. Aber die Spiegelhalterin!"

„Ah! ich behaupte, daß Jene es viel besser haben als ich!" rief Leonilla.

„Du redest irr," sagte Eugenia gleichgültig.

„Nein," fuhr Leonilla fort, „ich weiß was ich behaupte! sie haben es besser — denn sie bringen mit ihrer Arbeit etwas fertig: die Eine — einen Stoff; die Andere — ein Kleid; die Dritte — eine Verzierung. Sie sehen, daß sie etwas vor sich bringen. Sie haben einige Abwechselung bei ihrer Arbeit: Muster, Stoff, Schnitt und Zeichnung sind nicht immer dieselben. Aber ich! . . . . in eine Bildsäule mit beweglichen Augen und Händen muß ich mich Tag für Tag einige Stunden verwandeln — und das ist Alles!"

„Du vergißt, daß Du auch den Spiegel zu poliren hast," warf Eugenia ein.

„Und daß wir Malerfarben auch kein sehr interessantes Amt haben!" rief Cyane munter.

„In jedem Fall haben wir es doch besser, als die Dienerinnen von manchen andern Damen," sagte Julitta, die Haarkräuslerin. „Wie würde Euch zu

Muth sein, wenn Ihr unsaubere Kranke waschen und kämmen, ihre Wunden verbinden müßtet? — wenn Ihr Körbe mit Lebensmitteln und Kleidungsstücken in der Stadt umherzutragen und an arme Leute zu vertheilen hättet? — Das aber müssen die Dienerinnen der erlauchten Frauen Pentadia und Olympia verrichten."

„Das ist entsetzlich!" riefen Einige.

„Ich hörte aber, sie thäten es freiwillig," sagte Leuke.

„Vermuthlich ebenso freiwillig, wie ich den Hund lieber wasche, als den Spiegel halte," rief Eudora.

„O nein! nicht so!" entgegnete Leuke. „Jene erlauchten Frauen haben ihren sämmtlichen Dienerinnen die Freiheit und Mittel zur Existenz geschenkt. Es sind aber manche Dienerinnen der Herrin so ergeben, daß sie dieselbe nicht verlassen, sondern das rauhe Leben theilen wollen, welches diese führt. Nur unter dieser Bedingung haben jene Erlauchten, sowie auch die edle Jungfrau Nicarete, und die mauritanische Fürstin Salviana — und vielleicht noch Andere — ihre Dienerinnen wieder aufgenommen. Da ist also von keinem indirecten Zwang die Rede."

„O hätte ich die Freiheit und eine hübsche Summe Geld, so würde ich mich wahrlich nicht wieder hier einstellen um Hunde oder Kranke zu

waschen!" rief Eudora. „Ich würde mir ein Landhaus kaufen und einen Hühnerhof anlegen, wie Kaiser Honorius."

„Man muß in der That die Herrin ganz ungeheuer lieben, um mit ihr so zu leben, wie Pentadia und Olympia leben," sagte Cyane.

„Nein!" erwiederte Melitta, und ordnete das Geschmeide in unzähligen Kästchen, „man muß vor Allem Gott so lieben, wie diese heiligmäßigen Frauen ihn lieben."

„Das ist aber noch schwerer!" rief Cyane.

„Genug des Geschwätzes!" sagte Eugenia mit gehobener starker Stimme. „Wer sein Geschäft im Ankleidezimmer abgethan hat, begebe sich hinweg."

Der Schwarm verschwand — und nur Diejenigen blieben zurück, denen es oblag das Zimmer und die Sachen unter Eugenia's Aufsicht in Ordnung zu bringen.

Eugraphia's sämmtliche Dienerschaft bestand aus Christen. Sie sorgte dafür, daß diese Leute, die ja sämmtlich ihr gehörten, das Sacrament der Taufe empfingen, wenn sie erwachsen waren. Die Taufe der Kinder war damals nur ausnahmsweise, nur bei sehr frommen Eltern gebräuchlich. Die Kaiserin Eudoxia selbst war erst kurz vor ihrer Vermählung getauft worden. Sie hielt aber darauf, daß ihre Kinder in den ersten Lebenstagen das Sacra-

ment der Gnade empfingen, wodurch sie dem mystischen Leib Christi eingegliedert wurden; denn mit ihrem scharfen und klaren Verstande, dem ihr vortrefflicher Lehrer Pansophius die Glaubenswahrheiten gründlich dargelegt und entwickelt hatte, erfaßte sie voll Entschiedenheit die Heilsordnung und brachte sie zur Anwendung, so lange ihre Leidenschaften nicht dazwischen traten. Ihr Beispiel war maßgebend in weitesten Kreisen. Eugraphia würde niemals weder Polytheisten noch Arianer unter ihrer Dienerschaft geduldet haben, aber so wie bei ihr selbst das Christenthum eine äußere Form war, während der Weltgeist dessen Wesen in ihr überflutete, so stand es auch mit ihren Untergebenen. Man empfing den vorbereitenden Unterricht, man wurde getauft, weil das zum Dienst bei Eugraphia gehörte; doch von einem Leben, das nach christlichen Grundsätzen geordnet wäre, war dann weiter nicht die Rede. Ausnahmsweise leuchtete zuweilen in einer Seele ein Gedanke auf, welcher das Bewußtsein einer übernatürlichen Bestimmung verrieth.

Dunkle Pläne.

Eugenius, der sich jetzt bei seiner Tante Eugraphia befand, war ein junger Weltmann, der, wenn er eine entsprechende Erziehung erhalten, sein Glück am Hof oder im Kriege gemacht hätte. Eugraphia's verkehrte Zärtlichkeit, die einen Bischof aus ihm machen wollte, führte sein Unglück herbei: er sollte ohne Beruf Priester werden. Da weder er noch sie eine klare Vorstellung von dem geistlichen Beruf hatten, so faßten sie die ungeistliche Richtung, die Eugenius einschlug, nur als ein Anrecht der Jugend an ein ungebundenes Leben auf, und sie nannten eine Gesinnung, welche in dieser Beziehung nicht ihre Ansicht theilte, Thorheit und Ungerechtigkeit. Dennoch war Eugenius kein böser Character. Es wäre ihm von selbst nie eingefallen, an dem Patriarchen Rache zu nehmen, wenn er nicht ein Werkzeug in fremder Hand gewesen wäre.

Marsa hatte in Florus, dem Sohn einer ihrer Sclavinnen, Talent und einen geweckten Kopf erkennen wollen. Sie war Eugraphia's intime Freundin, was jedoch durchaus nicht eine gewisse Eifersüchtelei und Nebenbuhlerschaft ausschloß. Es langweilte Marsa, daß Eugraphia so viel von ihrem immens talentvollen Neffen Eugenius sprach, der ohne Zweifel einst eine Säule der Kirche sein werde; — und eines Tages erklärte sie der staunenden Eugraphia, sie hege dieselbe Hoffnungen für den äußerst begabten Knaben Florus und sie lasse ihm daher eine sehr sorgfältige Erziehung geben. In Wirklichkeit hatte Florus nur ganz mittelmäßige Talente; aber er war viel ehrgeiziger als Eugenius, und deshalb lernte er mehr, ohne jedoch mehr Liebe für seinen Beruf zu haben. Eugenius wollte Welt und Leben genießen; das wollte Florus auch, aber er wollte zugleich in der Welt und im Leben etwas gelten. Er schloß sich eng an Eugenius an, indem er ihn mit einem Netz von Schmeicheleien so fest umspann, daß er ihm unentbehrlich wurde. Florus sah deutlich, daß Eugenius, wenn auch nicht im geistlichen Stande, so doch durch seine vornehme Familie und durch die Aussicht auf einen fürstlichen Reichthum, eine glänzende Stellung in der Welt haben werde; und obschon er ihm diese Glücksgaben gründlich beneidete, so hoffte er doch durch

diesen Freund und durch dessen Verbindungen genug gehoben zu werden, um dereinst in erster Reihe eine Rolle zu spielen. Darum erheuchelte er eine lebhafte Freundschaft für Eugenius und gewann dadurch auch Eugraphia's Gunst, während Marsa ihm die ihre entzog, nachdem der Patriarch Johannes Chrysostomus erklärt hatte, der Lebenswandel dieser beiden jungen Geistlichen mache es ihm zur Pflicht, sie von der Kirchengemeinschaft so lange auszuschließen, bis sie sich aufrichtig bekehrten. Nahm Eugenius diese Erklärung mit frechem Leichtsinn auf, so beschloß Florus hingegen an dem Patriarchen Rache zu nehmen. Er wurde Eugraphia's Vertrauter, und seine Freundschaft mit Eugenius machte es ihm möglich, ohne Aufsehen zu erregen in ihrem Hause aus und ein zu gehen.

Als Eugraphia die beiden jungen Männer im Empfangzimmer fand, begab sie sich mit ihnen in ein Cabinet, das sich nur für die intimsten Freunde öffnete. Da ließen sie sich nieder und Eugraphia fragte lebhaft zu Florus gewendet:

„Nun, wie weit sind wir?"

Florus machte eine kleine Bewegung von Deferenz gegen Eugenius, um diesem die Antwort zu überlassen, wobei sein Auge aber nicht einen eigenthümlich lauernden Blick verlor; — und Eugenius sagte selbstzufrieden:

„So weit, daß das große Schauspiel beginnen kann. Die ionischen Bischöfe, welche der Patriarch der Simonie beschuldigte und entsetzte, und welche ihre Klage dem Kaiser einreichten, verlangen jetzt dringend ein Conzil der ganzen Kirche des oströmischen Reiches."

„Das thaten sie . . . . ich weiß es," sagte Eugraphia ungeduldig. „Man ist aber nicht sicher, welchen Spruch ein solches Concil thun wird, und daher auch nicht eben eilig es zusammen zu rufen."

„Es hat sich aber jetzt ein neuer Ankläger des Patriarchen gefunden, welcher ohne Zweifel der Sache einen guten Ausschlag geben wird," entgegnete Eugenius.

„Und der wäre?" fragte sie zweifelnd.

„Theophilus, der Patriarch von Alexandrien!" rief Eugenius triumphirend.

„Ist das gewiß?" fragte sie gespannt.

„Ganz gewiß, Erlauchteste," nahm Florus das Wort. „Entsinnst Du Dich der vier ägyptischen Mönche, die hier im vorigen Jahr durch ihre ungewöhnliche Leibeslänge einiges Aufsehen machten?"

„Allerdings! die Augusta war ihnen geneigt und hielt sie für sehr fromm. Man hieß sie „die langen Brüder." Sie klagten über Theophilus . . . . er habe sie aus ihren Einsiedeleien verjagt, weil er ihnen, ich weiß nicht was für häretische Meinungen vorwerfe."

„Genau so ist es," erwiederte Florus. „Der Patriarch Chrysostomus erklärte die langen Brüder für rechtgläubig, und bat in einem Schreiben den Patriarch Theophilus den alten Männern die Heimkehr und den ungestörten Aufenthalt in ihrer Wüste zu gestatten. Dieser aber hielt sich für ebenso befugt über die Mönche seiner Diözese zu entscheiden wie Chrysostomus, blieb bei seinem Ausspruch und untersagte die Heimkehr. Trostlos wendeten sich die alten Fanatiker an die Augusta, baten, weinten, fleheten; geberdeten sich, als ob sie nur in der Wüste leben und beten könnten; betheuerten, der reine katholische Glaube sei auch ihr Glaube — und machten der Augusta den Kopf so warm, daß sie an Theophilus schrieb: wenn er die langen Brüder häretischer Meinungen beschuldige, so müsse es mit seiner eigenen Rechtgläubigkeit wohl nicht ganz gut stehen. Er möge ablassen von seiner Verfolgungssucht, die ganz Aegypten in Aufregung versetze, oder gewärtig sein, daß man ihn in Constantinopel zur Rechenschaft ziehen werde."

„Es ist unbegreiflich, welchen Einfluß Chrysostomus auf die Augusta hat!" rief Eugraphia. „Er und kein Anderer hat ihr dies Schreiben eingegeben! Was er rechtgläubig nennt, ist für sie rechtgläubig!"

„Viele Klagen über des Patriarchen Theophilus Gewaltthat, Geiz und Verfolgungssucht, waren

von allen Seiten aus Aegypten bei der Augusta eingelaufen," erwiederte Florus und sein heimtückisches Auge leuchtete auf. „Wir leben in einer eigenthümlichen Zeit, Erlauchteste! Wir haben lauter heilige Bischöfe . . . . aber sie leben untereinander in Zwist und Zerwürfniß . . . und manche Priester und Laien führen bittere Klagen über die Oberhirten. Die Augusta mogte wohl wissen, daß der Patriarch von Alexandrien auch zu diesen eigenthümlich heiligen Bischöfen gehöre. Genug, sie schrieb ihm ernst, ja streng. Er aber antwortete nicht und änderte auch sein Verfahren nicht."

„Es ziemt uns nicht, das Verfahren des ehrwürdigen Patriarchen von Alexandrien zu rügen," sagte Eugraphia kalt. „Wir kennen nicht seine Beweggründe . . . . aber Jedermann weiß, wie glühend er den Polytheismus haßt und die Ausrottung des Götzendienstes betreibt. Dabei können leicht einige Ausschreitungen und Uebertreibungen vorkommen, die man ihm nicht zur Last legen darf."

Florus neigte zustimmend sein Haupt und sagte:

„Als die Bischöfe Joniens ihre Klagschrift gegen den Patriarchen von Constantinopel einreichten, führten mich besondere Angelegenheiten nach Alexandrien. Ich nahm Anlaß dem ehrwürdigen Theophilus die hiesigen traurigen Verhältnisse, die Unzufriedenheit der Bischöfe, der Cleriker, des Hofes

mit Chrysostomus zu schildern, und welche Wohlthat es sein würde, wenn ein Conzil seine Eigenmächtigkeit, seinen Starrsinn, seine Härte, seine Neuerungen in der Disciplin, prüfen und verurtheilen wolle. Es fehle uns hier aber der gewichtige Mann, der ihm furchtlos und mit vollem Ansehen entgegen treten könne. Der ehrwürdige Theophilus antwortete: so lange die Augusta dem Patriarchen Chrysostomus blind ergeben sei und ihn bei jeder Gelegenheit stütze und bevorzuge, würde sich nie Jemand finden, um die undankbare Rolle eines Gegners zu übernehmen, denn man wisse ja vorher, daß man sich die Feindschaft der Kaiserin zuziehe. Im Vertrauen auf deine hochherzige Gesinnung, Erlauchteste, antwortete ich dem Patriarchen: Unparteiische und überlegene Geister, aus der nächsten Umgebung der Augusta bemühten sich unablässig, ihr ein richtiges Maaß der Würdigung des Patriarchen von Constantinopel beizubringen; — und er selbst nehme sowohl in seinen Predigten als in Privatgesprächen einen so übermüthigen Ton gegen und über die Kaiserin an, mache ihr so häufige und so heftige Vorwürfe, daß sie sich unmöglich einer so drückenden Vormundschaft noch lange unterwerfen könne; denn die Beherrscherin des oströmischen Reiches, die für ihre Handlungen keiner andern Richtschnur und Schranke

sich unterwerfe, als der ihrer Einsicht, sei nicht von dem Stoff, aus dem der Patriarch geistliche Sclavinnen mache. Da erwiederte der ehrwürdige Theophilus: „Wohlan, mein Sohn! sobald diese Stunde schlägt, bin ich bereit zu kommen. Die Augusta hat mich aufgefordert, meine Rechtgläubigkeit in Constantinopel zu beweisen. Ich werde kommen und die Rechtgläubigkeit eines Andern prüfen.“ —— Dies, Erlauchteste, ist das Ergebniß meiner Reise nach Alexandrien.“

„Und ein vortreffliches!“ rief Eugenius. „Jetzt endlich kommt die Sache in Fluß.“

„Es versteht sich,“ fuhr Florus mit großer Ehrerbietung fort, „daß Dir, Erlauchteste, die Hauptsache zu bewirken übrig bleibt: die Kaiserin muß das Concil zusammen berufen, welches die abgesetzten Bischöfe begehren.“

„Freilich ist das ganz nothwendig .... mit Freuden erkenne ich es an,“ erwiederte Eugraphia nicht minder heimtückisch als Florus. „Der fromme Patriarch Chrysostomus könnte möglicherweise in seinem heiligen Eifer nach vielen Seiten hin zu weit gegangen sein: er entsetzt seine Suffraganbischöfe — er beschützt häretische egyptische Mönche — er mißhandelt seine Cleriker: das Alles darf die kaiserliche Majestät, deren erhabenstes Attribut die Gerechtigkeit ist, nicht so fortdauern lassen.

Bei der ungewöhnlichen geistigen Lebhaftigkeit der Kaiserin, nimmt ihr Charakter freilich etwas zu viel von dieser Beweglichkeit an .... man ist nie sicher, ob sie die Sache durchführen werde, die sie angefangen hat. Aber der Versuch muß gemacht werden. Fanatismus untergräbt das Christenthum .... macht es verhaßt. Man muß den Fanatikern entgegentreten, gleichviel auf welcher Stufe der menschlichen Gesellschaft sie sich befinden. Und je höher sie stehen, um desto entschiedener! Ein Paar armselige egyptische Mönche, und wenn das Volk sie auch tausendmal als Heilige verehrt, sind bei Weitem nicht so gefährlich als ein Patriarch, der sie beschützt."

„Und in Alles mischt er sich ein, dieser fromme Chrysostomus!" rief Eugenius. „Wie empörend fand man es vor einigen Jahren, daß Eutrop die erlauchte Olympia unter Vormundschaft stellte."

„Mit Recht!" unterbrach ihn Eugraphia zürnend. „An eine Frau unseres Standes ließ der elende Sclav seinen Uebermuth aus!"

„Ganz wohl! ich bin fern davon es zu billigen," sagte Eugenius ruhig. „Aber hat sie es denn jetzt besser, diese Frau unseres Standes? — Der Patriarch schreibt ihr vor, wem und wie sie ihre Almosen spenden soll. Sie war ja von verschwenderischer Großmuth! .... aber das hat aufgehört.

Sie zieht Erkundigungen ein über die Leute, die ihre Hülfe in Anspruch nehmen, und über die Weise, in welcher ihre Unterstützungsgelder verwendet werden; und mißfällt ihr das: so gibt sie nichts mehr."

„Dies ist das erste Zeichen von Vernunft, das ich in der Handlungsweise der edlen Olympia wahrnehme," sagte Eugraphia kalt lächelnd. „Ist es in der That dem Einfluß des Patriarchen zuzuschreiben, so hat sie Ursache ihm sehr dankbar zu sein."

„Man nimmt es allgemein an," sagte Florus, „denn es hieß sonst immer, es sei der erlauchten Olympia unmöglich ein Bittgesuch abzuschlagen, besonders dann, wenn man sie im Namen Jesu, oder um Christi Wunden willen anspreche. Das ist nun ganz vorbei! ich weiß Jemand, der mit einer solchen Redensart um Unterstützung bat. Sie antwortete: „Mißbrauche nicht den heiligen Namen für unheilige Werke" — und gab ihm nichts."

„Hatte sie es getroffen?" fragte Eugraphia schadenfroh.

„Ich glaube . . . . ja! aber man sieht daraus, wie viel Kundschafter sie haben muß, die sie wiederum nur durch den Patriarchen haben kann — da es seine Leidenschaft ist, sich um Alles und Jedes zu kümmern. Viele Leute, für welche Olympia

eine unerschöpfliche Hülfsquelle war, sind jetzt bittere Feinde des Patriarchen, der diese Ströme Goldes in andere Canäle leitet."

„Also hat er auch Feinde im Volk?" fragte Eugraphia.

„O sehr viele .... unter dem verkommnen Theil des Volkes," entgegnete Eugenius unbefangen.

Florus preßte seine schmalen Lippen zusammen, um seinen Unwillen über die unbesonnene Aeußerung zu unterdrücken und sagte dann:

„Dir ist bekannt, Erlauchteste, mit welchem unbändigen Eifer der fromme Patriarch gegen alle Schauspiele sich ausspricht, mögen sie auf der Bühne oder im Circus aufgeführt werden. Er sieht in ihnen den Grund von sittlicher Schlaffheit, geistigem Stumpfsinn, Entartung des Geschmacks, von Gleichgültigkeit gegen die wahren, die höheren Interessen; — die Veranlassung zu Trägheit, sinnlicher Zügellosigkeit und ich weiß nicht was Alles! — Unaufhörlich predigt er dagegen und macht sich dem Volk unerträglich, das nun einmal mit Leidenschaft an den circensischen Spielen hängt und über dem Circus zuweilen den Kirchenbesuch versäumt. Anstatt nun mit dieser unschuldigen, ja so recht kindlichen Schwäche Nachsicht zu haben, wird er nicht müde, sie als Sünde und Laster darzustellen und mit tausend Höllenstrafen zu bedrohen."

„Ohne Zweifel besuchst Du fleißig die Predigten in der Sophienkirche?“ fragte Eugraphia spöttisch.

„Doch nicht, Erlauchteste,“ erwiederte Florus kalt; — „wer eine Predigt des goldenen Mundes gehört hat, kennt sie alle — umsomehr, als er zwanzig und dreißigmal über ein und dasselbe Thema reden kann.“

„Welch eine Gabe der Rede und der Betrachtung muß der Patriarch haben, um zwanzig Predigten über das Verderbliche der circensischen Spiele zu halten!“ rief Eugenius. „Nicht eine brächte ich zusammen . . . ich!“

„Sehr natürlich, da Du von diesem verderblichen Einfluß nicht überzeugt bist,“ erwiederte Florus.

„O wie wahr ist das!“ rief Eugenius vergnügt.

„Nur aus der Tiefe der Ueberzeugung strömt die Fülle der Gedanken,“ sagte Eugraphia. „Ich hoffe, Eugenius überrascht uns dereinst noch mit recht gediegenen, wenn auch nicht so wortreichen Predigten.“

Während er darüber nachdachte, ob er sich wohl je zu einer solchen That erschwingen werde, und gar keine Lust verspürte, ein solches Wagniß zu unternehmen, setzte Eugraphia ihr Gespräch mit Florus fort und ging die Namen der Bischöfe

durch, die als Anhänger oder als Gegner des Patriarchen bekannt waren. Das Ergebniß dieser Musterung stellte heraus, daß Theophilus eine bedeutende Anzahl von Bischöfen aus dem Patriarchat von Alexandrien nach Constantinopel mitnehmen müsse, wenn die Widersacher den Anhängern der Zahl nach gleichkommen sollten.

Prismafarben.

Ohne ihren geheimen Rath von Damen zu befragen, hatte Eudoxia mit dem Kaiser allein ihren Entschluß gefaßt. Mehr und mehr wollte sie Selbstherrscherin, Alleinherrscherin sein, nur ihrer Einsicht folgen, nur ihre Ansicht durchsetzen — und das gelang ihr am besten, wenn sie nur mit dem Kaiser die Angelegenheiten besprach, da ihre Meinung die seine bestimmte. Die stolze Marsa bemerkte nur zu gut, wie bei Eudoxia die Kaiserin hervor- und die Pflegetochter zurücktrat. Sie suchte deßhalb durch unbegrenzte Schmeichelei der Kaiserin angenehm zu bleiben, und da die übrigen Damen in ihren Ton einstimmten, weil sie voraussetzten, daß Marsa am Besten wissen werde, was der Augusta gefalle: so nahm Eudoxia nach und nach die Stellung eines angebeteten Götterbildes ein, das zwar nicht im Tempel, sondern auf dem Thron

stand, und von ewigen Weihrauchwolken umwogt wurde.

Amantius und Gunild waren die Einzigen, die nicht in diesen Idolencultus verfielen und die Einzigen, von denen Eudoxia ihn auch nicht begehrte. Beide sahen mit Kummer den gefährlichen Weg, den dieser stolze Geist einschlug; aber aus verschiedenen Gründen. Amantius betrübte sich Eudoxia's wegen, die ihre glänzende Begabung zu ihrem eigenen und zu Vieler Verderben anwendete. Gunild war traurig, weil sie fühlte, wie sich ihr Herz mehr und mehr von Eudoxia zurückzog; — und wenn es dereinst der Augusta ganz entfremdet sein würde ... was dann? wen sollte sie dann lieben? dann verehren? — Gunild suchte mehr als sonst mit Amantius in Berührung zu kommen. Sie konnte sich des Vertrauens zu ihm .... zu ihm allein am Hof — durchaus nicht erwehren, obschon sie wußte, daß es sein lebhafter Wunsch sei, sie vom Arianismus zu bekehren, und obschon sie entschlossen war, sich nicht bekehren zu lassen. Aber ihr gerader Sinn suchte einen Punkt, wo er Aufrichtigkeit und Gewissenhaftigkeit fände — und auf dem Punkt stand Amantius.

Eudoxia sah dies sehr gern. Sie hoffte, Amantius werde endlich doch einen entscheidenden Einfluß auf Gunild gewinnen; — und sie sprach diese Hoffnung gegen ihn aus.

„Du mußt sie nur nicht durch allzu hochfliegende Ansichten und Aeußerungen zurückscheuchen," setzte sie hinzu.

„Nicht zurückgescheucht vom hohen Flug, sondern angezogen wird sie — sollt' ich meinen," entgegnete Amantius.

„Ja," sagte die Kaiserin lächelnd, „es darf nur nicht katholisch sein, nur nicht auf katholischen Principien beruhen. Der traurige Widerspruchsgeist macht das Mädchen sehr unglücklich. Ihre Seele jammert nach dem wahren Glauben . . . . und ihr Eigensinn setzt sich gegen ihn zur Wehr. Ich bitte Dich, komm' ihr mit Nachsicht entgegen und behandele sie mit Langmuth. Trotz seiner Verrätherei, die er hinreichend mit dem Tode gebüßt hat, werd' ich Gunilden gegenüber nie vergessen, daß ihr Vater zweimal den erhabensten Kaiser Arcadius von demüthigender Günstlingsherrschaft befreite."

„Du bist hochherzig, o Augusta," sagte Amantius.

„So wenig bin ich daran gewöhnt, eine beifällige Aeußerung von Dir zu hören, daß mir diese wie ein glänzendes Lob erscheint," sagte Eudoxia freundlich.

„Die Augusta weiß, daß ich mir ein solches nie erlauben würde," erwiederte Amantius ehrer-

bietig. „Gleichgestellte dürfen einander Lob spenden und der Hochgestellte darf es dem Untergebenen ertheilen; — aber umgekehrt — wird es leicht zur Schmeichelei.“

„Und doch ist eben das Umgekehrte im Gebrauch.“

„O Herrin, die Welt hat viel Verkehrtes!“ sagte Amantius gelassen.

„Ich gebe es zu. Allein die unvollkommene menschliche Natur begehrt allerhand Verkehrtes und vermißt es mit Unbehagen.“

„Sollte das nicht eine Mahnung zum Streben nach Vollkommenheit sein? ist die menschliche, in der Gnade wiedergeborene Natur nicht zu edel, um in jener Sphäre zu verbleiben, wo man Verkehrtes mit Unbehagen vermißt?“

„Sieh, zu welcher hohen Sphäre Du auffliegst!“ sagte Eudoxia. „Nimm Gunild mit hinauf. Es soll mich freuen, wenn es dir gelingt.“

Den Doppelgeist, den Eudoxia bei Gunild beklagte, nahm sie in sich selbst nicht wahr. —

Als Eugraphia nach vielen leisen Vorfragen die Frage nach der Einberufung eines Conzils anklingen ließ, war sie nicht wenig überrascht zu hören, daß der Kaiser es bereits genehmigt habe.

„Wie groß wird die Freude des ehrwürdigen Patriarchen von Alexandrien sein!“ rief sie. „Er

fühlte sich namenlos gedrückt, weil das Licht Deiner Gnade für ihn erloschen schien, seitdem im vorigen Jahr jene egyptischen Mönche, die langen Brüder, hier erschienen" .... —

„Hab' ich ihn beleidigt?" unterbrach Eudoxia lebhaft.

„Nur tief betrübt, erhabenste Kaiserin."

„Er wird also die Einladung nicht ablehnen?"

„Er wird sie mit Freuden annehmen, da sie ihm die ersehnte Veranlassung bietet, sich vor Dir über verschiedene Beschuldigungen zu rechtfertigen."

„Ich könnte Dir antworten, daß ihm diese Rechtfertigung bisher nicht sehr am Herzen lag; denn ich forderte ihn vor einem Jahr auf, am Hoflager zu erscheinen und er kam nicht!" sagte Eudoxia kalt.

„Wolle bedenken .... die Last seiner Geschäfte" .... — —

„Ich will das ruhen lassen," sagte Eudoxia; „vielleicht schrieb ich ihm etwas ernst."

„So ernst, daß Deine Ungnade ihn erschreckte, erhabene Kaiserin."

„That ich ihm Unrecht, so will ich es gut machen und ihm eigenhändig eine freundliche Einladung schreiben; — was meinst Du, Eugraphia?"

„Das wird ihn unaussprechlich beglücken und ihm den Standpunkt anweisen, den er hier einzu-

nehmen hat . . . . wenn Du ihm darüber einige Andeutungen machen wolltest, o herrliche Kaiserin."

„Ich gestehe Dir, Eugraphia, daß nicht weniger als siebzig Klagepunkte gegen den ehrwürdigen Theophilus vorliegen. Er muß also auf seine Rechtfertigung sinnen und sich vor Allem mit den egyptischen Mönchen aussöhnen, wenn er nicht das ganze fromme Volk von Constantinopel wider sich aufbringen will."

„Ist es möglich? . . . hängt das Volk so sehr an diesen langen Brüdern?"

„Die langen Brüder sind nur die Wortführer der Schaar. Etwa fünfzig Greise begleiten sie, Alle mit weißem Haar, mit verwitterten Zügen, barfuß, in dürftiger Tracht der Einsiedler, das Bild der strengsten Abtödtung. In einem Nebengebäude der Anastasienkirche hat der Patriarch Chrysostomus ihnen Wohnung angewiesen und die Sorge für ihren Unterhalt der Diaconissin Olympia übertragen, die keine große Unkosten davon haben wird, denn die guten Einsiedler nehmen nichts zu sich, als grüne Kräuter oder Bohnen, die in Wasser aufgeweicht werden. Auch sind sie ununterbrochen fleißig mit Flechten von Strohmatten beschäftigt, die ihnen das Volk mit wahrer Leidenschaft abkauft und sich dabei ihrem Gebet empfiehlt. Sie machen einen großen Eindruck von Frömmigkeit. Als ich die

Kirche besuchte, als die Greise in der Sacristei mir zu Füßen fielen und betheuerten, sie wären sich keines frevelhaften Irrglaubens bewußt, war es mir unmöglich, sie nicht um ihren Segen — und um ihr Gebet für den Kaiser, für meine Kinder und das Reich zu bitten."

„Deine Frömmigkeit und Dein Gebet, erhabenste Augusta, wird Gottes Segen auf Alles herabziehen, was Dir angehört und mit Dir in Verbindung steht!" rief Eugraphia. „Das gibt mir Muth zu hoffen, daß die traurigen Verhältnisse, welche der Patriarch von Constantinopel so unvorsichtig hervorgerufen hat, ihre Beilegung finden werden."

„Dies eben ist ja der Hauptzweck des Conzils. Die Klagen über den Patriarchen von Alexandrien treten nur so lange in den Vorgrund, bis wir den klugen, gewandten und energischen Mann hier haben."

Nach diesem Gespräch mit der Kaiserin, sah Eugraphia frohlockend ihre kühnsten Wünsche im Geist erfüllt: Theophilus auf dem Patriarchenstuhl von Constantinopel, Eugenius auf einem Bischofsitz in Thracien oder Jonien; Chrysostomus aber in irgend einem Kloster zu Antiochien.

Mit dem Schiff, welches das Schreiben der Kaiserin nach Alexandrien brachte, schickte Eugra-

phia den ränkevollen Florus hinüber, damit er ausführlicher und sicherer, als sie es in einem Brief zu thun wagte, den Theophilus vom Stand der Dinge unterrichte. Ehe er abreiste, sagte sie ihm:

„Da Du mein volles Vertrauen besitzest, muß ich Dir einen Gedanken mittheilen, den Du vielleicht durch einen zuverlässigen Freund ausführen lassen könntest. Es dürfte bei dem bevorstehenden Conzil von Wichtigkeit sein, genaue Kunde über die Vergangenheit des Patriarchen Chrysostomus zu haben. Er ist aus Antiochien, er hat fünfzig Jahr dort gelebt, als Rechtsanwalt erst, dann als Priester. Es wird also sehr leicht sein, das Leben zu durchforschen, das er dort geführt hat. Nur muß es mit Vorsicht geschehen."

„Ich kenne Jemand, der sich ganz für diesen Auftrag eignet, erlauchte Eugraphia," erwiederte Florus sehr erfreut.

„Und wer ist dieser Vertrauensmann?" fragte sie. „Er braucht nicht zu wissen, wer seine Reise nach Antiochien in's Werk setzt; aber ich muß wissen, wer er ist, um ihn, ohne daß er es ahnt, überwachen zu lassen."

„Kluge Vorsicht kann nie schaden, Erlauchteste. Wäre mir Dein Hochsinn nicht bekannt, so würde ich vielleicht zögern, Dir den Mann zu nennen.

Jetzt thue ich es dreist: es ist der syrische Mönch Isaak, ein Unglücklicher, der in unerfahrner jugendlicher Schwärmerei den Klosterberuf zu besitzen glaubte, vielleicht auch ihn besitzt, aber nicht dasjenige Kloster finden kann, dessen Disciplin der Ungebundenheit seines Geistes zusagt, und das er auf seinen immerwährenden Reisen sucht."

„Ich habe kein Vertrauen zu diesen umherschweifenden Mönchen. Es sind gewöhnlich untaugliche, gewissenlose Subjecte . . . . und unwillkürlich spürt man einen moralischen Widerwillen gegen einen entsprungenen Klosterbruder."

„Fern von mir, den Isaak rechtfertigen oder Dir aufdringen zu wollen, Erlauchteste! er ist nur der Einzige, dem ich Deinen Auftrag anvertrauen möchte, da er ungemein rührig ist, und das zu finden versteht, was er sucht."

„Nur nicht ein ihm zusagendes Kloster!" rief Eugraphia lachend.

„Ausnahmen gibt es immer, Erlauchteste! Ueberdas hätte er vielleicht hier dies Kloster gefunden, wenn nicht der ehrwürdige Chrysostomus ihn kurz und rauh abgewiesen und ihm erklärt hätte, er müsse in sein heimisches Kloster zurückkehren — und ihm dazu das nöthige Reisegeld gab. Dies despotische Verfahren empörte den guten Isaak.

Er blieb hier, um dem Patriarchen zu beweisen, daß er nicht unter dessen Botmäßigkeit stehe ....—"

„Und lebte von dem Reisegelde ... nicht wahr?" warf Eugraphia ein.

„Anfangs, ja! dann aber nahm sich der vortreffliche Eugenius seiner an, besonders seitdem die Diaconissin Olympia den Armen so schnöde abwies," entgegnete Florus.

„Ah! war das Isaak!" rief Eugraphia. „Genug! aus Allem was Du sagst geht dieser Mönch als ein verächtliches Subject hervor, das aber für diesen besondern Zweck tauglich sein wird, denn ich werde ihn reichlich bezahlen. Triff also die nöthige Anordnung mit ihm — und dann reiset mit Gott, Du nach Alexandrien und er nach Antiochien, denn aus allen Weltgegenden müssen wir Hülfstruppen werben gegen den Geist des Fanatismus, der uns hier zu ersticken droht." —

Derjenige, gegen den all diese Intriguen und Beschuldigungen gerichtet waren, ging unbeirrt auf dem Pfade fort, den er sich als ein Nachfolger des Guten Hirten vorgezeichnet hatte. All der Haß, all die Erbitterung berührte ihn gar nicht, — viel weniger kränkte sie ihn. Wenn sein treuer Diacon Serapion zuweilen seine Betrübniß über so viel Feindseligkeit äußerte, sagte der Patriarch mild:

„Sie gilt nicht eigentlich mir, sondern dem Wahngebilde, das man sich von mir macht.“

„Aber sie trifft doch deine Heiligkeit,“ entgegnete der Diacon schmerzlich.

„Vielleicht gibt Gott mir die Gnade, sie mit der Zeit zu überwinden, mein Sohn. In den furchtbaren Stürmen, welche die Welt durchbrausen, verlieren gar manche Menschen die christlichen Grundsätze, auf denen sie fußen und nach denen sie handeln sollen. Sie schwanken hin und her im Sturm, greifen betäubt bald nach diesem und bald nach jenem Halt, schmiegen und fügen sich in die Umstände, und meinen, daß wir, denen der Herr die Leitung seiner Kirche anvertraut hat, dasselbe thun müssen. Ist man einmal von den Prinzipien des Christenthums abgewichen, so gerathen die Geister in eine unabsehbare Verwirrung, der Gott allein, zur Zeit die Er weiß und durch die Werkzeuge die Er kennt, Einhalt thun und sie zur richtigen Einsicht zurückführen kann. Wir müssen arbeiten, mein Sohn, wie es treuen Dienern eines unaussprechlich gütigen und großen Herrn geziemt — und allen Segen von Ihm erwarten, da wir durch uns selbst ja nur unnütze Knechte sind.“

So dachte Chrysostomus und wie er dachte — redete, lehrte und handelte er auch; ganz einfach, ganz ruhig, ganz unerschütterlich.

„Du bist zu heilig für unsere sündige Welt, ehrwürdiger Vater!“ rief Serapion. „Um sich zu rechtfertigen, sucht sie aus Deiner Heiligkeit — Verbrechen zu machen und .... darf ich es sagen? zuweilen scheint mir, Du könntest ein wenig von Deiner Höhe Dich herablassen.“

„Und wann, mein Sohn?“ fragte Chrysostomus freundlich.

„Wenn Du etwa zuweilen bei den Festmahlen der großen Herren erscheinen wolltest, z. B. bei Optatus, dem Präfecten von Constantinopel. Oder wenn Du Dir zuweilen kostbares Hausgeräth, Fußteppiche, feine Kleiderstoffe anschaffen wolltest. Die Vornehmen klagen über Deinen ungeselligen Stolz und die Kaufleute klagen über Deine Kargheit. Wäre es nicht gut, sie zu beschwichtigen?

„Wenn die Armen, die Gefangenen, die Kranken, die hülflosen Wittwen und Waisen über meine Kargheit klagen, dann will ich mich gern bessern, guter Serapion,“ sagte lächelnd der Patriarch. „Die Kaufleute lass' nur klagen; — sie mögen ihren Vortheil bei Leuten suchen, denen nicht die Fürsorge für die leidenden Glieder des mystischen Leibes Jesu obliegt. Und die vornehmen Herren werden im Grunde recht froh sein, daß ich nicht bei ihren Festen erscheine, denn weder mein Kleid noch mein Stand paßt dahin. Erinnere Dich, was der große Gregor von

Nazianz über diese Gelage schreibt; Chrysostomus nahm eine Buchrolle und las: „Hohe, schwellende „Polster sind uns nicht behaglich genug; es müssen „prächtige seidene Decken über sie ausgebreitet werden, damit wir uns nur ja recht weichlich zur „Mahlzeit lagern. Der Fußboden muß, statt des „Teppichs, mit einer frischen Mosaikarbeit von den „seltensten Blumen künstlich belegt — und der Tisch „mit den zartesten, kostbarsten wohlriechenden Essenzen besprengt werden, damit wir desto mehr in's „andere Geschlecht ausarten. Knaben in den schönsten Festgewändern, mit fliegendem gekräuselten „Haar und anderem weibischen Schmuck, müssen in „einer Reihe stehen und uns mit breiten luftigen „Fächern Kühlung zuwehen oder uns zierlich mit „den Fingerspitzen die Becher darbieten, während „Köche und Zuckerbäcker wetteifern, uns mit ihren „leckern Künsten fast zu ersticken und die Tafel mit „Speisen zu besetzen, welche Erde, Luft und Wasser „uns liefern." So war es vor vierundzwanzig Jahren in Constantinopel," setzte Chrysostomus hinzu, — „und so ist es jetzt. Ziemt es der priesterlichen Würde bei solchen Gelagen zu erscheinen? .... Und wenn ich wirklich erschiene, so würde man auch dann wieder etwas zu tadeln haben .... mein schlichtes Kleid .... die Mäßigkeit, an die ich mich in meinem früheren Einsiedlerleben gewöhnte. Wollte ich aber

in allen diesen Punkten nachgiebig sein, um den Weltleuten zu gefallen — wohin käme ich dann, mein Sohn?"

„Du hast immer Recht, heiliger Vater," sagte Serapion traurig lächelnd. „Aber derselbe Weltgeist, der den großen Gregor hinweg vom Patriarchensitz zu Constantinopel nach seiner Vaterstadt Nazianz trieb, sammelt jetzt auch seine Heerschaaren gegen Dich."

„Und wenn er mich nach meiner Heimath triebe .... was wäre es weiter, als daß die ewige Weisheit ihre wunderbaren, unbekannten Pläne verfolgt."

„Aber die Kirche, mein Vater!" rief Serapion schmerzlich; — „aber der heilige Glaube!"

„Du wähnst doch hoffentlich nicht, daß die Gnaden der welterlösenden Passion an mein Verbleiben auf diesem Platz geknüpft sein könnten?" fragte der Patriarch. „Der Leuchter kann von dieser oder jener Stätte hinweg gerückt werden, wo es Tag war, kann Finsterniß eintreten; aber dann wird in andern Regionen der heilige Glaube aufleuchten, und mehr wird die Kirche gewinnen, als sie verlor. O mein Sohn! muß der Herr denn auch zu Dir sprechen: Du Kleingläubiger!"

Er hatte nicht gern, daß seine Priester ihn, oder sich untereinander von ihren Befürchtungen unterhielten. Er fand das eine unnütze Zeitverschwen-

dung, eine Lähmung der frischen Thätigkeit und er hörte nicht einen Augenblick auf, das Beispiel einer unermüdlichen Pflichterfüllung zu geben. Er predigte, er hielt anregende Conferenzen mit seinem Clerus, er besuchte die Hospitäler, sogar die Kerker, um die leibliche und geistliche Noth der Gefangenen zu lindern, er war zugänglich für Jeden, der irgendwie Hülfe und Trost begehrte, er handhabte heilsame Strenge gegen unbußfertige Sünder, besonders gegen pflichtvergessene Klosterleute beiderlei Geschlechts — und er verfuhr mit mildester Schonung gegen Alle, die eine aufrichtige Reue an den Tag legten. Weil er also seinem göttlichen Meister so ähnlich war, mußte ihm auch ein Antheil an dessen Kreuz werden.

Die Begegnung.

Amantius kam eines Tages zu Gunild und bat sie, zu der Diaconissin Pentadia ein junges Mädchen zu führen, das unter den Catechumenen aufgenommen zu werden wünschte. Die Kaiserin brauchte ihn häufig als Geheimschreiber und nahm eben jetzt seine Dienste in Anspruch, während das junge Mädchen, ihrem bösen heidnischen Vater entlaufen und voll Verlangen nach einem schützenden Unterkommen und nach christlichem Unterricht war. Gunild war gern bereit das Mädchen zu geleiten; nur fragte sie, ob es durchaus zur Diaconissin Pentadia gehen müsse. Amantius verneinte es und setzte hinzu, die Wahl der Diaconissin stehe ihr frei.

„So werde ich die Kleine zu Olympia bringen; — denn diese kenne ich bereits," sagte Gunild. „Schicke mir nur Deinen Schützling."

„Ich habe ihn schon Deinen Frauen übergeben, edle

Gunild, da ich zu diesem Liebeswerk Deiner Zustimmung im Voraus gewiß war," sagte er.

„O könnten wir nur unser ganzes Leben mit Liebeswerken ausfüllen — wie glücklich wären wir!" rief Gunild.

„Zürne nicht, wenn ich schon wieder Dir widerspreche," versetzte Amantius.

„Vor namenlosem Erstaunen komme ich nicht dazu mich zu erzürnen," antwortete sie.

„Nicht die Erfüllung von Liebeswerken macht uns glücklich, edle Gunild, sondern der Geist der Liebe, womit wir sie verrichten. Und dieser Geist stempelt dann die geringste unsrer Handlungen zu einem Liebeswerk um."

„Sehr wahr!" rief sie; — „man kann ja aus Langweile oder einmal zur Abwechselung ein Liebeswerk verrichten, wie ich eben jetzt im Begriff bin es zu thun — und dann zerstreut es uns nur, ohne uns eine wahre Befriedigung zu geben."

„Du verleumdest Dich," sagte er theilnehmend.

„Nein!" erwiederte Gunild tief traurig; — „in mir ist eine Wüste! . . . und wenn alle Ströme der Welt sich über sie ergießen würden . . . . dennoch bliebe sie eine Wüste."

Amantius wollte sie unterbrechen.

„Ich weiß was Du sagen willst!" rief sie. „Meine Schuld soll es sein, daß dem so ist. Kann sein! . . . .

Aber ich bin treu dem Glauben meiner Väter .... und Treue ist auch eine Tugend."

„Gewiß! .... am rechten Platz und in rechter Weise. Wenn Deine Väter sich von Gift ernährt hätten, würdest Du fortfahren es selbst dann zu genießen, wenn Du fühltest wie Dein Körper dabei zu Grunde ginge, weil es die Sitte deiner Heimath ist."

„Nein! Sobald ich die Ueberzeugung hätte, daß diese Nahrung Gift sei — gewiß nicht!"

„Was würdest Du in diesem Fall denken und thun?"

„Ich würde denken, daß es mir erlaubt sein müsse, von der Sitte meiner Väter abzuweichen — und ich würde mich nach gesunder Nahrung umsehen."

„Und weshalb thust Du nicht das für Deine unsterbliche Seele, was Du für Deinen hinfälligen Leib thun würdest? — Doch genug! mich ruft mein Dienst zur Kaiserin, während Du die arme Flora zu einer Diaconissin geleiten wirst."

Gunild ließ Flora kommen, nachdem Amantius sie verlassen hatte. Es erschien ein ganz junges, sehr schönes aber bleiches und schüchternes Mädchen, das ganz verwirrt Gunildens herrlicher Erscheinung gegenüber stand und beklommen deren Fragen beantwortete. Gunild erfuhr, daß Flora die Tochter eines Wechslers sei, bei dem die Liebe zum Gelde

jede andere Liebe erstickt habe. Münzen — das waren seine Götter! auch Flora sollte ihnen huldigen, und um sie dahin zu bringen, wollte er die höheren Regungen ihrer Seele abstumpfen, tödten, indem er sie zwang, an dem Cultus heidnischer Gottheiten Theil zu nehmen, der heimlich, sogar in Constantinopel noch statt fand. Aber Flora sträubte sich dagegen. Das Christenthum war nun einmal in der Welt, wie eine geistige Luftströmung, deren Einfluß jedem zu gut kam. Flora hatte keine Mutter mehr, und die alte Sclavin ihres Vaters war von seiner Gesinnung; — doch durch christliche Nachbarn hatte sie von einem himmlischen Glauben sprechen hören, dessen Lehren und Verheißungen ihr wunderbar lieblich erschienen, und trotz aller Mißhandlungen, die sie von ihrem ergrimmten Vater zu leiden hatte, blieb sie dabei, sie wolle Christin werden. Nur wußte sie nicht wie. Die gute Nachbarin rieth ihr, sich an Amantius zu wenden; der fromme Oberkämmerer, der bei der Kaiserin und dem ganzen Hof in höchster Achtung stehe, werde Flora beschützen können. Und so kam sie zu ihm, erfüllt von dem Verlangen Christin zu werden.

„Und wenn du es sein wirst — was dann?“ fragte Gunild.

„Das weiß ich nicht,“ erwiederte Flora.

„Aber was wünschest Du? was mögtest Du gern?“ rief Gunild fast ungeduldig.“

„Christin werden,“ sagte Flora ängstlich.

„Das weiß ich, Kind, das weiß ich! Das Leben hört aber nicht auf weil Du Christin wirst, sondern fängt dann erst recht eigentlich an. Was soll dann aus Dir werden?“

„Ich weiß nicht!“ sagte Flora; — „es ist mir auch ganz gleichgültig! .... Ich will nur Christin werden.“

„Dein Vater wird Dich verdammen und verabscheuen, Dich verstoßen, Dir seine Liebe und sein Vermögen entziehen.“

„Ja, das wird er thun,“ sagte Flora weinend; „aber ich will Christin werden.“ — —

Gunild dachte bei sich selbst, daß sie eine solche innere Entschiedenheit mit allen äußern Herrlichkeiten, die ihr zu Gebot standen, erkaufen würde. Sie gestand es sich nicht ein; aber sie freute sich, eine Veranlassung zu haben, um Olympia aufsuchen zu können und um Vergleiche anzustellen, ob sie als Diaconissin dieselbe ideale Erscheinung sein werde, die sie vor vier Jahren an jenem Mondschein-Abend gewesen war.

In unruhiger Spannung betrat sie mit der stillen Flora Olympia's Pallast. Sie wurde in dasjenige Gemach geführt, wo Olympia Personen

aus der Welt zu empfangen pflegte. Sie hätte aber lieber das kleine Zimmer mit dem engen Vorhof und dem Springbrunnen wiedergesehen. Doch als Olympia eintrat, vergaß Gunild das Zimmer, den Pallast, die Umgebung und Alles — und sagte nur, daß sie einen Schützling von Amantius ihr zuzuführen habe: dann versank sie in Olympia's Anblick.

Diese war jetzt achtundzwanzig Jahr alt, und ihr rauhes Leben, verbunden mit ihrer sehr zarten Gesundheit, hatten die Frische der Jugend gänzlich von ihrem Antlitz abgestreift. Aber der reine Glanz ihres Auges, ihr ruhiger Blick, ihr mildes Lächeln und die unbeschreiblich anmuthige Einfachheit ihres ganzen Wesens gaben ihr einen Ausdruck von Seelenfrische, der einen viel höheren Zauber als die vergängliche Jugendblüte hatte, und der, verbunden mit ihren feinen Zügen und ihrer edeln Haltung, sie zu einer sehr schönen Frau machte. Neben den von Leidenschaft aller Art aufgeregten — und von Eitelkeit und Gefallsucht entstellten Schönheiten, welche Gunild zu sehen gewohnt war, machte Olympia ihr den Eindruck des Sternenhimmels über einem Feuerwerk.

Olympia hatte sie freundlich willkommen geheißen, und dann mit der Frage, was sie wünsche, an Flora sich gewendet:

„O gar nichts, als Christin zu werden!“ war auch jetzt deren Antwort.

„Da hast Du recht, mein Kind!“ entgegnete Olympia. „Der Wunsch ist allumfassend für Zeit und Ewigkeit. Für wen der in Erfüllung geht, sorge nicht weiter. Hat Gott ihm das Größte gegeben, wird Er es auch an dem Geringeren nicht fehlen lassen.“

„O Herrin! . . . . wie gut bist Du!“ rief Flora und sank in Thränen schwimmend vor Olympia nieder.

„Nicht ich, mein armes Kind — . . . Gott ist gut,“ sagte Olympia liebreich. „Ich behalte Dich jetzt also hier. Du findest bei mir verschiedene junge Mädchen, die den Unterricht in der christlichen Glaubenslehre und, nach gehöriger Vorbereitung, die heilige Taufe zu empfangen wünschen. Das sind gleichgesinnte Seelen, bei denen Du Dich hoffentlich zufrieden fühlen wirst. Theone soll Dich sogleich zu ihnen führen.“

Flora war so bewegt, daß sie nur ein Paar Worte des Dankes gegen Gunild und Olympia stammeln konnte. Theone erschien und führte sie fort.

„Wie trostreich ist es, ein junges Wesen so erfüllt von Verlangen nach dem wahren Glauben zu sehen, daß es ohne zu fragen, zu zweifeln, zu grübeln, ge-

radeweges dem Ziel zugeht. Flora macht es wie jene drei weise, heilige Könige des Morgenlandes, denen der wunderbare Stern aufgegangen war. Flora's geheimnißvoller Stern ist die Gnade."

Mit namenloser innerer Freude, die ihr Antlitz verklärte, hatte Olympia dies gesagt. Gunild erwiederte mit einiger Kälte:

„Ich kann mich nicht so unbedingt über den guten Anfang freuen, da ich nicht weiß, ob der Fortgang ihm entsprechen werde."

„Das weiß Niemand als Gott allein, entgegnete Olympia; aber einstweilen danken wir ihm und hoffen auf ihn — und das stimmt uns freudig."

„Man muß sehr glückliche Erfahrungen im Reich der Bekehrungen gemacht haben, um immer so kräftig hoffen zu können," sagte Gunild.

„O!" rief Olympia, „ich hoffe auf Gott, nicht auf die Menschen; und eben deßhalb darf uns deren Gebrechlichkeit nicht zaghaft und mißtrauisch machen."

„Aber wir leben mit den Menschen!" sagte Gunild.

„Doch gewiß auch mit Gott?" fragte Olympia lächelnd.

„Da du aus früher Zeit den Hof und das Hofleben kennst, wirst du begreifen, daß das eine hinter dem andern zurücktritt."

„Wie z. B. bei Amantius . . . . nicht wahr?"

„Meistens wohl gerade umgekehrt, versetzte lächelnd Gunild; und eben weil es die größere Zahl ist, so fällt sie mehr in's Auge und wirkt mehr auf unsere Ansicht. Das geschieht mir."

„Hätten jene Könige des Morgenlandes gedacht wie Du, edle Gunild, so wären sie höchstens bis nach Jerusalem gekommen und dort geblieben, weil sich Niemand daselbst um Denjenigen bekümmerte, den sie in dem armen Stall von Bethlehem fanden und anbeteten. Wer die Wege zum Himmel sucht, darf sich nicht nach den Leuten umschauen, die auf den Wegen der Welt laufen."

„Ist das nicht Hochmuth?" fragte Gunild.

„Versteckt sich nicht hinter dieser Furcht vor dem Hochmuth eine gewisse leise Abneigung himmlische Wege einzuschlagen?" fragte Olympia zurück.

„Du siehst scharf, sagte Gunild lächelnd, „und ich denke .... Du sprichst wahr. Weil Du aber die Wahrheit sagst, so zürne nicht, wenn ich Dich frage ob Du glücklich bist."

„Was nennst Du Glück? .... Nennst Du Vermögen, Ansehen, Gesundheit, Rang und Stand besitzen — glücklich sein?"

„Das sind äußere Glücksgüter — aber kein Glück."

„Nennst Du die Verehrung und Bewunderung, welche die Welt — und auch die Edeln in ihr —

hohen Tugenden und seltenem Geist und großen Talenten darbringen — Glück?"

„Das ist Glanz — aber kein Glück."

„Nennst Du die trauten Freuden des Familienlebens, den lieblichen Umgang zwischen Ehegatten, zwischen Eltern und Kindern, zwischen gleichgesinnten Freunden — Glück?"

„Das ist vergängliches Glück — aber nicht das Glück. Mit dem was ich unter Glück mir denke, besäße ich etwas, das für Zeit und Ewigkeit genügt."

„Verstehst Du es in dieser Weise, so bin ich glücklich," erwiederte Olympia, und ließ mit tiefer Theilnahme ihren Blick auf Gunild ruhen.

„O Du seliges Wesen, das im Besitz eines unverlierbaren Gutes sich weiß!" rief Gunild. „Das unverlierbare Gut muß das wahre, das ewige Gut sein und uns ewig glücklich machen. O wie würde ich Dich beneiden .... wenn ich nicht die viel stärkere Neigung hätte, Dich zu lieben .... und um so mehr zu lieben, als ich darin recht viel versäumt habe. Es mißfiel mir nämlich, daß Du Diaconissin geworden warst. Fandest Du aber auf dem Wege das Glück .... o, dann bist du ein Liebling Gottes und den will ich lieben."

„Es ist sicherer Gott zu lieben, als seine Lieblinge," sagte Olympia mild, um diesen Sturm

des Gefühls zu beruhigen. Dann erhob sie sich von ihrem Sitz.

„Wie? Du verläßt mich!" rief Gunild überrascht.

„Mich rufen meine Pflichten," erwiederte Olympia.

„Und hast Du nie Zeit zum traulichen Gespräch mit Deinen Freunden und mit Seelen, denen Du wohl thust?"

„Doch, zuweilen! aber nie sehr lange."

„Das scheint mir ein sehr großes Opfer zu sein!"

„Meinst Du, man könne das höchste Gut gewinnen, ohne diejenigen Opfer zu bringen, die der menschlichen Natur schwer fallen — so irrst Du. Das höchste Gut ist ein Gnadengut. Es weilt nicht im Herzen, das sich an natürliche Freuden zersplittert. Wer einen kostbaren Diamant besitzt, bewahrt ihn in einem besondern feinen Kästchen und nicht zwischen allerhand Hausgeräth auf."

„Ich werde zu Dir kommen als Bettlerin . . . dann bin ich sicher, täglich bei Dir Gehör zu finden," sagte Gunild anmuthig.

Sie trennte sich von Olympia mit einem Gefühl, als habe sie einen großen Schatz gefunden, für den sie Gott danken müsse, und ohne sich Rechenschaft abzulegen, wie sie zu dieser Stimmung

komme, befahl sie den Sänftenträgern, sie nach der Sophienkirche zu bringen. Zuweilen, um eine Predigt zu hören, seltener noch im Gefolge der Kaiserin, nie aber um dort zu beten, hatte sie je die herrliche Basilica betreten. Als Arianerin vermied sie die katholischen Gotteshäuser. Aber heute war es ihr zu thun, um eine Stätte des Gebetes. Im großen Vorhof verließ sie die Sänfte und betrat die Basilica. Da schlug sie ihren Schleier vom Gesicht zurück und kniete leise, dem Hochaltar zugewendet, an einer Säule nieder.

Es fehlte in der Sophienkirche zu keiner Stunde des Tages bis in den späten Abend an Betenden. Zuweilen wareu sie sehr zahlreich, zuweilen weniger. Niemand beachtete ihr Gehen und Kommen. Daher bemerkte auch Gunild nicht, daß ein junger Mann in einiger Entfernung ihr gegenüber stehen blieb, vorüberging, wiederkam, und während der ganzen Zeit, welche sie im Gebet zubrachte, in ihrer Nähe verweilte; — kurze Pausen abgerechnet. Diese füllte er damit aus, die Sänften im Vorhof zu mustern. Es waren eben nur wenige. Er ließ sich mit Gunilds Sänftenträgern herablassend in ein Gespräch ein und erfuhr sehr bald, daß das junge wunderschöne Fräulein Niemand anders sei als Gunild. Er meinte, nie eine herrlichere Schönheit erblickt zu haben. Als sie endlich sich

erhob, fiel ihr Auge auf diesen jungen Mann, der in so befremdender, unpassender Weise sie anstarrte. Mit einem ernsten, hohen Blick wendete sie sich ab, ließ den Schleier fallen, verließ die Sophienkirche und bestieg ihre Sänfte. Der junge Mann folgte ihr von Weitem, und als die Sänftenträger den Weg nach dem Constantinischen Pallast einschlugen, verschwand er in einer andern Richtung und erschien bald darauf in heftiger Aufregung in Eugraphia's Pallast.

Eugraphia war im Empfangsaal. Besuche kamen und gingen. Plötzlich erschien eine ihrer Gesellschaftsdamen und flüsterte ihr in's Ohr, man habe ihr eine wichtige Nachricht mitzutheileu. Eugraphia stand auf, entließ wie eine Königin alle Anwesenden und begab sich in ihr Cabinet.

„Sind es gute oder schlimme Nachrichten aus Alexandrien .... oder aus Antiochien!" rief sie eintretend; als sie Eugenius mit unruhigen Schritten im Cabinet umhergehend fand.

„O, die kümmern mich nicht mehr!" rief Eugenius; „mein Schicksal hat eine Wendung genommen, die von jenen Fragen ganz unberührt bleibt."

„Was ist Dir widerfahren?" fragte Eugraphia mit gespannter Theilnahme.

„Wie eine Mutter hast Du mich geliebt!" rief

er, immer in derselben Aufregung; — „o! stehe mir jetzt als Mutter bei und hilf mir mein Glück, mein wahres Glück begründen.“

„Gern von Herzen! . . . aber wie?“

„Du weißt, daß nur äußere Rücksichten mich bestimmten, den geistlichen Stand zu wählen — und zwar in so jungen Jahren, daß ich weder mich selbst noch Welt und Leben kannte. Als ich zur Erkenntniß darüber kam, sah ich sehr klar meinen verfehlten Beruf, da ich in mir nicht eine Ader vom Priester wahrnahm. Damals hätte ich noch zurücktreten können, wenn Du, wenn der Patriarch Nectarius mich gewarnt hätte. Ihr thatet es nicht. Im Gegentheil! ich empfing die niedern Weihen, und obschon mein Oheim sich genügend von meiner Untauglichkeit hätte überzeugen können, auch die höheren. Aber sie änderten mich nicht. Ich verabscheute den geistlichen Stand und Beruf, und lebte so, wie diejenigen zu leben pflegen, die ihn verabscheuen. Ohne allen Zweifel konnte Chrysostomus nichts anderes thun, als das, was er gethan hat: mir die Ausübung heiliger Functionen untersagen. — Dafür sei er gepriesen! Denn jetzt bin ich fest entschlossen, in den Laienstand zurückzutreten und mich zu vermählen.“

Wie vom Blitz getroffen sank Eugraphia zusammen und stammelte tonlos:

„Unseliger . . . das kann nicht sein . . . Du bist Priester und von Deinem Bischof geweiht!“

„Nein! nur von meinem Oheim! als Bischof hätte er nicht so handeln können!“

„Das sind Spitzfindigkeiten . . . Du hast die heiligen Weihen empfangen . . . der Laienstand ist Dir verschlossen. Fasse Dich . . . . —“

„Ja! ich bin gefaßt! ich weiß, was ich will . . . . und ich bitte und beschwöre Dich, dasselbe zu wollen. Dein Einfluß ist allmächtig. Bestimme die Kaiserin mir eine Dispense zu verschaffen.“

„Unseliger! wie wenig kennst Du die Kaiserin, wenn Du wähnst, daß sie zu einem solchen Sacrilegium die Hand bieten werde! . . . und wie wenig auch mich!“

„Ich kenne Deine zärtliche Mutterliebe. Damit ist Alles gesagt. Meinst Du denn, daß ich bisher glücklich war? . . . Dazu bist Du zu klug. Nun! jetzt will ich in ehrenhafter Weise glücklich werden und mich vermählen.“

„Wo wäre das Wesen zu finden, das sich in den Abgrund Deines Verderbens stürzen mögte?“ rief Eugraphia in Verzweiflung, denn sie sah im Geist Eudoxia's Zorn, den Triumph des Chrysostomus und Eugenius in Verbannung oder Haft.

„Höre mich ruhig an,“ sagte Eugenius, „und dann handele für mich. Ich bin zuweilen in den

Gotteshäusern . . . nicht um zu beten. Heute, eben jetzt, sah ich in der Sophienkirche ein weibliches Wesen, das über mein Leben entschieden hat, denn es setzt dem Elend desselben ein Ziel. Zufällig wendete sie ihren Blick auf mich. Es war wie ein fallender Stern, der in mein Herz sank. Nie hat ein Weib diesen Eindruck auf mich gemacht . . . . nie! An ihr kann ich mich retten und ich will es."

„Wer ist sie?" fragte Eugraphia eisig.

„Gunild, die Pflegetochter der Kaiserin."

„Sie ist arianisch."

„Ha! desto besser! so sind all die Dispensen überflüssig . . . . ich werde Arianer."

Eugraphia bebte vom Scheitel bis zur Sohle. Menschen, die ihren bösen Leidenschaften folgen, begreifen gar nicht, daß Andere andern bösen Leidenschaften folgen können. Eugraphia lebte in Verrath der Kirche. Abfall von der Kirche war ihr unfaßlich.

„Zu dieser schmachvollen Handlung wird es nicht kommen," sagte sie mit mühsam unterdrücktem Zorn, „da Gunild viel zu hochherzig ist, um nicht den abgefallenen Geistlichen tief zu verachten."

„Das wird sie nicht. Ist sie Arianerin, so muß es sie freuen, Jemand für ihre Secte zu gewinnen und doppelt freuen, wenn sie dazu den Impuls gab."

„Gunild hat einige glänzende Vorschläge abgelehnt, welche die Kaiserin ihr machte. Sie will unvermählt bleiben — und ich glaube nicht, daß sie zu Gunsten eines zwiefachen Renegaten ihren Entschluß aufgeben wird," sagte Eugraphia verächtlich.

„O sprich mit ihr! o sage ihr, um was es sich handelt!" rief Eugenius in heftigster Aufgeregtheit. Es ist der Wendepunkt meines Lebens. Ich flehe Dich an, ich flehe sie an: reicht mir die Hand! hebt mich über meinen gegenwärtigen qualvollen Zustand hinweg. Ich kann kein guter Priester ... und ich will kein schlechter sein. Ich habe genug an meinem jetzigen Maß. Unter andern Bedingungen und Verhältnissen kann ich mich aus dem Schlamm herausarbeiten; unter den jetzigen ... muß ich darin ersticken. Das mußt Du einsehen — auch die Kaiserin. Das sagt die einfachste Klugheit. Also: entweder bekomme ich eine Dispense, um in den Laienstand zu treten — oder ich werde arianisch."

„Keines von Beiden," sagte Eugraphia ruhig. „Sei ein Mann, Eugenius, und nicht ein thörichter Knabe, der sein Ziel aus den Augen verliert, durch den plötzlichen Anblick einer jungen Schönheit. Dir öffnet sich eine glänzende Zukunft auf dem Wege und in dem Stande, den Du seit zehn Jahren gewählt hast."

„Mir graut vor einer glänzenden Zukunft, die

ich mit Opfern erkaufen soll, welche ich weder bringen kann noch will."

„Ich bitte Dich, Eugenius, nur keine Faseleien. Du wirst Dich allmälig mit Deinem Stande aussöhnen, befreunden. Lasse nur die Unruhe der Jugend verrauschen. Du wirst Geschmack finden an den großen Angelegenheiten des Staates und der Kirche . . . Du wirst berufen werden sie zu führen. Du siehst ja, wie alle Verhältnisse von Grund aus der Reorganisation aus den Trümmern des Polytheismus und fester Schranken — in der Kirche gegen das Sectenwesen und im Staat gegen die wachsende Uebermacht der barbarischen Völker bedürfen. In solchen gewichtigen Zeiten sind die Oberhirten der Kirche durch ihren Einfluß auf die gesammte christliche Gesellschaft zu hohen Dingen berufen. Ist es Dir also Ernst, Dein etwas leichtsinniges Leben aufzugeben, so wird sich Dir sehr bald eine Laufbahn eröffnen, die allen Ansprüchen des Ehrgeizes und der Thätigkeit genügt."

„Ich verachte den Ehrgeiz und die Thätigkeit der Ränke und Intriguen!" brach Eugenius heftig aus. „Das Alles konnte mich nur so lange beschäftigen, als ich nichts Besseres kannte. Seitdem ich diese Gunild sah . . . ist ein Schleier von meinem innern Auge genommen . . . . —"

„Und eine Binde über dasselbe gelegt!" unter-

brach Eugraphia spöttisch; — „glaube mir, mein armer Eugenius, Imperia war viel schöner.“

„Schweige von ihr!“ rief Eugenius außer sich; — „sie darf nicht genannt werden neben einem Wesen wie Gunild.“

„Doch warst Du einst sehr für die schöne Imperia begeistert, armer Eugenius! Ich dächte, Du zögest daraus den Schluß, daß Dir noch ein halbes oder ganzes Dutzend von Schönheiten begegnen können, welche Dein allzu brennbares Herz in Flammen setzen werden; und daß es folglich ein Wahnsinn wäre, sich um eines Weibes willen in Sacrilegium und Apostasie zu stürzen. Nicht blos Dir selbst .... auch unsrer Sache würdest Du schaden. So sind die Geistlichen der Hofpartei! würden unsre Gegner schreien: Wie handelt Chrysostomus so weise, daß er eine strenge Disciplin handhaben will! — Die Kaiserin würde in maßlosen Zorn gerathen, Dich an die fernste Küste des Schwarzen Meeres verbannen — und Gunild bliebe Dir doch unerreichbar.“

„Meinst Du?“ fragte er zerstreut.

Eugraphia hoffte ihn schon halb bekehrt zu haben, und fuhr mit ihren Ermahnungen und Vorstellungen um so lebhafter fort, als Eugenius immer einsylbiger wurde. Er aber hing seinen Gedanken nach. Er sah, daß er in keiner Weise, so wie die Lage der Sache jetzt war, Hülfe und Beistand von Eugraphia

zu erwarten hatte. Tritt aber eine überraschende Wendung ein, sprach er zu sich selbst, so wird sie mich nicht verlassen; — darin kenne ich sie! —

Als Eugraphia endlich ihre Gründe erschöpft hatte, erwiederte Eugenius scheinbar ruhig, er wolle alles genau erwägen. Sie trennten sich friedlich; doch waren Beide in stürmischer innerer Erregung. Kaum hatte Eugenius sie verlassen, so ließ Eugraphia den Adonis rufen. Adonis erschien, ein kleines bejahrtes Männchen, mit klugen vorsichtigen Augen, ihr ältester und vertrautester Diener.

„Adonis!" sagte sie mit gepreßter Stimme, „ich gebe Dir den Auftrag, den erlauchten Eugenius so zu überwachen, daß Du seine Schritte und Wege genau kennst — und daß er keine Ahnung davon habe. Ob Du selbst es übernehmen — ob Du einen Andern damit betrauen willst, gilt mir gleich. Aber es muß geschehen. Es könnte ihm sonst großes Unheil widerfahren. Hast Du mich begriffen?"

„Vollkommen, erlauchte Eugraphia, vollkommen. Ich selbst kann diese Ueberwachung nicht übernehmen; ich bin dem erlauchten Eugenius eine allzu bekannte Figur. Adon, mein Enkel, soll es thun."

„Der Knabe Adon!" rief Eugraphia zweifelnd.

„Nimmt zu an Jahren und Verstand, und hat den Vortheil, von dem erlauchten Eugenius sicher nicht gekannt zu sein. Er ist gewandt wie eine Schlange,

und wird nicht nur aus Gehorsam gegen Deinen Befehl, sondern auch zu seinem eigenen Vergnügen — und das ist höchst wichtig bei einem Knaben von vierzehn Jahren — seinen Auftrag ausführen."

„Du haftest mir für Adon," sagte Eugraphia. „Er wird halbtodt geschlagen, wenn er keine genaue Rechenschaft ablegen kann."

Die Entführung.

Acht Tage waren vergangen; — für Eugraphia in namenloser Spannung. Eugenius erschien nur ein Paarmal und zur allgemeinen Besuchstunde bei ihr, während Adon berichtete, er warte täglich in der Sophienkirche auf Gunildens Erscheinen, die zuweilen komme und zuweilen nicht; — und er spreche manchmal mit deren Sänftenträgern.

Gunild besuchte fast täglich Olympia, als eine Bettlerin „die um himmlisches Almosen bettelt," — wie sie zu Amantius sagte. Die Kaiserin ließ Gunild ihre volle Freiheit, denn das war das einzige Mittel, um deren Herz zu gewinnen. Eudoxia's Gedanken waren ganz eingenommen von dem bevorstehenden Concil. Zuweilen konnte sie einer heftigen Beklommenheit sich nicht erwehren, wenn sie an die möglichen Folgen desselben dachte. Dann sprach sie beschwichtigend zu sich selbst: Das eigenmächtige

Verfahren des Theophilus gegen die egyptischen Mönche und des Chrysostomus gegen seine Suffragane und Cleriker muß untersucht werden .... und erweisen sich die Anklagen als grundlos — nun, desto besser! Man muß nur verhüten, daß keine bösen Leidenschaften sich einschleichen. Geschieht das, so löst man es auf. Aber die Herren Patriarchen müssen lernen, daß sie trotz ihrer hohen Stellung und geistlichen Würde, nicht ungestraft die Gesetze der Gerechtigkeit verletzen dürfen. — —

So wie Marsa eine mildere Stimmung der Kaiserin gegen Chrysostomus bemerkte, verfehlte sie nicht der sinkenden Flamme frische Nahrung zu geben, indem sie tausend Verleumdungen, welche seine Gegner in Umlauf setzten, der Kaiserin als erwiesene Thatsachen vortrug. Seitdem Chrysostomus den unschuldigen Tribun Nicator gegen ihren Bruder, den Proconsul von Cilicien, sogar der Kaiserin gegenüber in Schutz genommen hatte, kannte ihr Groll keine Grenzen. Immer wußte sie diese Sache der Kaiserin ins Gedächtniß zu rufen, was in Verbindung mit all den übrigen Verleumdungen Eudoxia's Gereiztheit immer neu anfachte. —

Um die Stunde, wo Adon gewöhnlich seine Meldung zu machen pflegte, erschien er auch diesmal mit Adonis vor Eugraphia, und seine freudestrahlenden Augen verkündeten eine ungewöhnliche Botschaft,

während sein vernachlässigter Anzug ganz gegen die Etiquette war, die man der Gebieterin schuldete. Allein sie sah darin nur seine Eilfertigkeit, die ihm nicht erlaubte den Anzug abzulegen, in welchem er sich seit acht Tagen auf den Gassen von Constantinopel umhergetrieben hatte.

„Nun, welche Nachricht bringst Du heute?“ fragte sie gespannt.

„Der erlauchte Eugenius hat das edle Fräulein Gunild entführt,“ antwortete er im triumphirenden Ton; — „aber ich weiß wo sie ist!“

Trotz ihrer Schminke erbleichte Eugraphia und sank halbohnmächtig auf ihr Ruhebett.

„Rede! . . . klar, kurz, deutlich!“ herrschte sie dem Knaben zu.

„Als die Sonne sich zu neigen begann, ging ich wie gewöhnlich in den Vorhof der Sophienkirche, legte mich im Portikus hinter eine Säule und brauchte nicht lange zu warten, bis ich den erlauchten Eugenius durch den Vorhof in die Kirche gehen sah. Gestern war Fräulein Gunild nicht gekommen. Heute kam sie, verließ die Sänfte und ging in die Kirche. Kaum war sie drinnen, so kam der erlauchte Eugenius heraus, näherte sich dem einen Sänftenträger, mit dem er schon einige Mal gesprochen hatte, und ging dann in die Kirche zurück. Es gingen so viel Leute hin und her durch den Vorhof, daß ich,

hinter der Säule liegend, die Sänfte nicht genau im Auge behalten konnte. Ich stand auf, verließ den Portikus und trieb mich im Vorhof umher. Das war mein Glück. Denn auf einmal, als durch das Kommen und Gehen verschiedener Sänften und durch viele Leute, die aus der Kirche kamen, ein Augenblick von unruhigem Gewoge entstand, sah ich jetzt genau, daß jener Sänftenträger, mit welchem der erlauchte Eugenius gesprochen hatte, seinen Arm hoch in die Luft erhob und dann plötzlich, ich weiß nicht wie! verschwunden war mit seinen Gefährten, während eben so plötzlich sechs andere Träger, genau wie die ersten gekleidet, bei der Sänfte standen. Während ich nachdachte, was das zu bedeuten habe, kam der erlauchte Eugenius abermals aus der Kirche, überblickte scharf den Vorhof und sah plötzlich ungemein vergnügt aus, als er den Wechsel der Sänftenträger wahrnahm. Aber ohne Wort oder Blick mit ihnen zu wechseln, ging er in den Portikus und schritt dort auf und nieder, indem er oft unruhig nach der Kirche hinsah. Ich war auch unruhig, weil ich ihn, die Kirche und die Sänfte zugleich beobachten mußte. Zum Glück kam das edle Fräulein bald heraus, verschleiert wie immer, bestieg die Sänfte ... und fort 'ging es im scharfen Schritt. Aber ich, springend und laufend, und dazwischen auch wieder ganz langsam, folgte ihr nach, über große und kleine

Plätze, durch Gassen und Gäßchen, so daß ich mich recht wunderte, wie ungeheuer groß Constantinopel ist. Zuweilen sah ich zurück .... konnte aber nicht den erlauchten Eugenius gewahr werden. Endlich stand die Sänfte vor einem unscheinbaren Hause, und als die Thür geöffnet wurde, verschwand sie in demselben. Gerade gegenüber ist der Laden eines Zuckerbäckers. Das war mir sehr angenehm! ich kaufte mir süßes Backwerk, setzte mich auf der Gasse vor dem Laden nieder, schmauste und behielt immer die Hausthüre drüben im Auge. Es dunkelte stark; — da kam endlich der erlauchte Eugenius im schnellsten Schritt, pochte hastig und verschwand gleichfalls im Hause. Nun wollte ich auf- und davonlaufen. Aber ich wurde einen Knaben meines Alters gewahr, der in einem ganz zerlumpten, unsaubern Anzug seitwärts stand und den Laden des Zuckerbäckers gierig anstarrte. Schnell sprang ich zu ihm hin, hielt ihm mein letztes Stück Backwerk vor und fragte:

„Mögtest Du das essen?"

„Das will ich meinen!" sagte er.

„Gut! Du sollst es bekommen .... und dreimal mehr, sagte ich; — doch nur unter der Bedingung, daß Du Dich neben der Hausthür da drüben niedersetzest, dort wartest bis ich wiederkomme und mir dann erzählst, wer aus- und eingegangen ist. Willst Du das thun?"

„Ich will es thun," sagte er, „wenn ich so viel süßes Backwerk bekomme, daß ich mich einmal darin satt essen kann — denn das ist schon lange mein größter Wunsch."

„Abgemacht! Hier warte auf mich" — sagte ich, führte ihn auf seinen Posten und gab ihm das Backwerk.

Ich stellte diese Wache aber hauptsächlich für mich auf. Denn wenn ich spät zurückkam und der Laden des Zuckerbäckers geschlossen und Alles dunkel war, hätte ich vielleicht nicht das rechte Haus gefunden. Der Knabe aber wird mich schon erkennen .... wegen des Backwerks. Ich war also ganz sicher — und nun bin ich hier."

„Brav, Adon! Du hast Deine Sache gut gemacht," sagte Eugraphia. „Laß Dir einen ganzen Korb voll süßem Backwerk geben. Aber sei bereit, mich zu begleiten. Meine Sänfte, Adonis! ich will zum Stadtpräfecten. Mache aber die Bestellung leise, damit Niemand im Hanse es erfahre. Vielleicht läßt sich die Sache in nächtlicher Stille beilegen, Dank Deiner Wachsamkeit, kleiner Adon."

Eine Arianerin.

Gunild glaubte sich im Hause von Olympia's Freundin Nikarete zu befinden. Wenn die Großwürdenträger des Reiches durch Gold zu gewinnen sind: so kann man sich nicht wundern, daß Eugenius die Sänftenträger leicht gewann. Was er eigentlich beabsichtigte, war ihm selbst nicht klar. Zunächst wollte er Gunild ungestört sprechen. Da Eugraphia ihm ihre Mitwirkung entschieden versagt und sogar mit dem Zorn der Kaiserin gedroht hatte: so sah er ein, daß auf gewöhnliche Wege der Vermittlung nicht zu rechnen sei, und daß er heimlich und vorsichtig nach seinem Ziel streben müsse. Es war eine Leidenschaft in ihm erwacht, die er nie empfunden hatte. Ein Etwas wie edle Liebe dämmerte ihm auf, denn er fühlte seine Unwürdigkeit, und hätte gewünscht sich ihr zu entreißen. Allein seine innere Verwilderung war zu groß, zu gründ-

lich, um eine Selbsterkenntniß aufkommen zu lassen, die ihn in sich und zur Selbstverleugnung und Entsagung hätte führen müssen. Er wollte nur in den äußern Verhältnissen den Quell seines elenden Zustandes sehen, und deshalb Alles über Bord werfen, was er äußere Verhältnisse nannte und wozu er Stand und Glauben rechnete, weil er sie als unwesentliche Aeußerlichkeiten von je her aufgefaßt und behandelt hatte. Da Gunild Arianerin war, bezweifelte er nicht, daß sein Vorschlag, zu ihrer Secte sich zu bekennen einen tiefen Eindruck auf sie machen werde. Freilich war dann nicht seines Bleibens in Constantinopel. Doch daran dachte er noch nicht. Zuerst galt es Gunild zu sprechen, zu gewinnen. Diese Möglichkeit herbeizuführen, die Mittel zu ersinnen, die Anstalten zu treffen, Gunild zu sehen, so oft sie in die Sophienkirche kam: das verschlang seine Gedanken, seine Handlungen, sein Leben. Als Gunilds Sänftenträger ihm mittheilte, die Herrin wolle einen Besuch bei Nikarete machen — als nun der Augenblick da war, wo der Wechsel der Träger geschehen mußte — als er dann wirklich seine Leute neben ihrer Sänfte sah: hätte er vor Freude jubeln mögen. Doch diese frohlockende Stimmung schwand, ihm selbst unerklärlich, als die Entführung glücklich von statten ging, Gunild arglos ihre Sänfte bestieg und nach dem Hause gebracht wurde, dessen Bewoh=

ner ihm ganz ergeben waren. Er beging dort zuweilen mit seinen Freunden Festgelage, welche die Oeffentlichkeit scheuten.

Eine ältere Frau kam Gunilden entgegen, und als diese bat, Nikarete sprechen zu dürfen, ging sie voran über einen kleinen Hof mit einem Springbrunnen, öffnete eine Thür und ersuchte Gunild einzutreten und zu warten. Der Hof, der plätschernde Springbrunnen, das einfache Zimmer, in welchem eine Lampe brannte, erinnerten Gunild lebhaft an ihren ersten Besuch bei Olympia und sie versank in ihre Gedanken. O! nur wissen, wo die wahre Kirche ist . . . und ich gehöre ihr an . . . . bedingungslos! gerade so wie Flora sagte: ich will Christin werden! — Aber diese Gewißheit . . . . wo finde ich sie! wer gibt sie mir! . . . . — —

Aus ihrem Nachdenken erwachend kam es ihr vor, als lasse sich Nikarete lange erwarten, allzu lange. Gunild wollte das Zimmer verlassen, um Jemand zu finden, der Nikareten melde, daß sie morgen zu früherer Stunde wiederkommen werde. Allein die Thür ließ sich nicht öffnen: sie war von außen verriegelt. Namenloses Entsetzen schoß wie ein Eisstrom durch ihre Adern. Sie pochte an die Thür, sie rief ihre Sänftenträger herbei. Keine Antwort. Grabesstille. Sie hörte nur den Schlag ihres Herzens. Was bedeutet das? . . . wo bin ich? . . . wer hat mich ver-

rathen? .... und an wen? so fragte sie sich selbst betäubt vor Schreck und sank zitternd in einen Sessel. Doch nach wenig Augenblicken hatte sie ihre Fassung wieder gewonnen. Sei es, was es wolle, sprach sie halblaut, wie um sich zu überzeugen, daß ihre Stimme nicht bebe, sei es Verrath, sei es ein Mißverständniß .... ich muß meine ganze Geistesgegenwart sammeln. Nur kaltblütiger Muth, der sich durch keine Nichtswürdigkeit einschüchtern läßt, kann mich aus diesem Kerker befreien.

Ein rascher Schritt nahte; der Riegel wurde zurückgeschoben: Eugenius trat ein; Gunild erkannte sogleich den jungen Mann aus der Sophienkirche. Aber sie sagte mit herablassender Huld:

„Bringst Du mir Botschaft von der edeln Nikarete? kann ich sie noch heute sehen? ... oder ist es ihr genehm, daß ich morgen wiederkomme?"

Eugenius war ganz bestürzt über diese unbefangenen Fragen. Er stotterte:

„Sie ist nicht hier."

„Dann sei so gut, meine Sänftenträger zu benachrichtigen," sagte Gunild, und ging ruhig der Thür zu.

Da trat Eugenius ihr in den Weg und rief:

„Nur ein Wort, edle Gunild!"

Sie sah ihn kalt und befremdet an und sagte:

„Ich bin nicht daran gewöhnt, im fremden Hause mit fremden Leuten zu reden."

„Dies Haus ist mein, edle Gunild.“

„Dein ist dies Haus? Dann waltet hier ein großes Mißverständniß ob, welches sich am Besten dadurch löst, daß ich es verlasse.“

„Nicht, bevor Du mir Gehör schenktest,“ sagte Eugenius entschieden.

„Ah . . . . Du hast wahrscheinlich eine Fürsprache bei der Kaiserin nöthig,“ entgegnete sie ruhig und nahm ihren Platz im Lehnsessel wieder ein; — aber Du wirst begreifen, daß die Art, wie Du sie zu erlangen suchst, mich nicht geneigt machen kann, sie zu übernehmen.“

„Allerdings bedarf ich einer Fürsprache, edle Gunild, doch nicht bei der Kaiserin, sondern bei Dir,“ entgegnete Eugenius, der sich inzwischen auch gesammelt hatte.

„Wer bist Du?“ fragte sie scharf.

„Ich bin aus erlauchtem Geschlechte und Priester der katholischen Kirche.“

„Priester der katholischen Kirche?“ rief sie erfreut und mit verändertem Tone; — „Du gehörst also zu Denen, welche Gott zu besondern Werkzeugen seiner Gnade und Barmherzigkeit macht! . . . Zu welchem edlen Werk soll ich, Herr, Dir behülflich sein?“

„Zu dem edelsten, welches hienieden geübt werden kann: einen Menschen vom Untergang zu retten.“

„Sprich! . . . ich bin bereit," sagte sie theilnehmend.

„Ein junger Mann ist aus Unerfahrenheit und durch die verkehrten Ansichten seiner Verwandten in ein Verhältniß gekommen, das seiner Eigenthümlichkeit durchaus widerspricht, ihn mit drückenden Ketten belastet und ihn auf Irrwege gerathen läßt, weil ihm das schwere Joch unerträglich ist. Er fühlt sich elend und stiftet Unheil. Jetzt ist er zu dem Entschluß gekommen, dies traurige Verhältniß zu lösen, um größerem Unheil vorzubeugen — und in ein neues einzutreten, von welchem die Erneuerung seines sittlichen Lebens abhängt. Es stehen diesem Entschluß aber ungeheure Schwierigkeiten entgegen; doch würden sie nicht unüberwindlich sein, wenn Du ihn beschützen und zur Ausführung helfen wolltest."

„Verstehe ich Dich richtig," sagte Gunild ernst, „so hat jener junge Mann übereilt und überredet eine Ehe geschlossen, die ihn nicht glücklich macht. Nun will er sein Weib verstoßen und sich anderweitig vermählen. Das ist aber dem Christen nicht erlaubt. Das Sacrament der Ehe bindet für's Leben . . . . und ich begreife nicht, wie Du eine so schlechte Sache in Schutz nehmen magst."

„Weil es die meine ist!" rief Eugenius stürmisch.

„Ah! Du bist der junge Mann! Du bist vermählt! . . . . und ich soll Dir behülflich sein, Dein Weib

zu verstoßen! — Nur ein Wahnwitziger kann diese Zumuthung mir machen,“ sagte Gunild eiskalt.

„Genug der Mißverständnisse!“ brach Eugenius leidenschaftlich aus; — „wisse denn! nicht vermählt bin ich . . . . aber Priester zu meinem Fluch und Verderben. Darum bleibe ich es nicht, ich trete zurück in den weltlichen Stand. Als ich Dich zum Erstenmal erblickte, faßte mich ein Grauen vor meiner Vergangenheit, und ich beschloß, daß meine Zukunft anders werden solle . . . . anders durch Dich, edle Gunild! ich traute Dir den hohen Sinn zu, Deine Hand zu meiner Rettung zu bieten. Ich wagte zu hoffen, Du würdest nicht gleichgültig bleiben gegen Denjenigen, dessen Wesen Du mächtig genug ergriffen hast, um es in der Axe umzukehren; — Du würdest die Gnade der Kaiserin in Anspruch nehmen, um eine Dispense für mich zu erwirken, die mich in den Laienstand zurückversetzt; — Du würdest Dein Leben mit dem meinen verbinden und den Geretteten, auf dessen Wegen Du wie eine Göttin erschienen bist, allmälig lieben . . . . — —“

„Genug!“ rief Gunild gebieterisch; „genug des Frevels! Gott ist mein Zeuge, daß ich ihn unschuldiger Weise veranlaßt habe. Wäre ich mir eines Atoms, eines Hauches von Schuld bewußt: so würde ich lebenslang in strengster Buße die Missethat beweinen, Dich Deinem heiligen Beruf entfremdet

zu haben. Jetzt beweine ich nur die Schmach, die Du Dir selbst und mir anthust."

Sie war aufgestanden, und ihr tiefblaues Auge blitzte drohend in dem erbleichten schönen Antlitz, und ein Strom von Thränen brach aus der Tiefe ihres Herzens. Als Eugenius sie weinen sah, faßte er neuen Muth. Er dachte: weint eine Frau, so will sie getröstet sein und der Tröster ist immer willkommen. Er sagte:

„Das Wort Schmach und Gunild paßt nicht zusammen. Du hast mich mißverstanden .... ich sagte nichts, was Dich außer Fassung bringen konnte."

Gunild trocknete rasch ihre Thränen und sagte:

„Ein Auserwählter Gottes zum heiligsten Amt, ein Diener seiner Kirche, gebunden an sie durch heilige Gelübde .... will diese brechen, weil er ein arianisches Mädchen sah: das übersteigt meine Fassungskraft."

„Ich bin von den priesterlichen Funktionen ausgeschlossen!" rief Eugenius grollend. „Das ist schon ein Schritt zu meiner Freiheit."

„O mit nichten! das beweist nur Deine Unbußfertigkeit, Deine Verstockung im Frevel. Aber Priester bist Du und Priester bleibst Du, und die Welt ist Dir verschlossen mit Allem, was sie ihr Glück und ihre Freuden nennt."

„Wohlan, edle Gunild!" sagte Eugenius schmei-

chelnd, „ich schlage, wenn Du es wünschest, auch einen andern Weg ein .... einen Weg, auf dem ein sehr großer Mann gegangen ist.“

„Ich wünsche nichts, als daß Du zur Besinnung über Dich selbst kommen mögest,“ sagte sie.

„Wenn es zu große Schwierigkeiten haben .... oder der Augusta Anstoß geben sollte, daß ich um eine Dispense nachsuche: so bin ich ganz bereit, dem Priester zu Alexandrien zu folgen, der die katholische Kirche verließ und die arianische gründete: ich würde Dein Glaubensgenosse — Arianer ... und als solcher fiele mein Joch von mir ab. Vereint uns aber derselbe Glaube, so laß mich hoffen, daß die Liebe ... —“

„Schweige!“ rief sie; — „Dein Glaube ist Apostasie und was Deine Liebe ist .... vermag ich nicht zu nennen!“

„Apostasie! edle Gunild, besinne Dich! Nennst Du denn Arius einen Apostaten?“

„Ich that es nicht .... bis jetzt!“ sagte sie dumpf.

„Und was Du an dem alexandrinischen Priester billigst, ja bewunderst, — das mißbilligst Du an mir? ist das gerecht? Er verließ die alte Kirche, weil ihre Glaubenslehren ihm nicht zusagten und stiftete eine neue, welche im vorigen Jahrhundert fast die alte verdrängte .... und ich sollte mich ihr

nicht einfach anschließen dürfen, ohne den Vorwurf der Apostasie auf mich zu ziehen? Seit wann mißt die edle Gunild mit verschiedenem Maß?"

Sprachlos stand sie da. Ein furchtbarer Sturm kämpfte in ihrer Seele. Eugenius glaubte ihn zu seinen Gunsten deuten zu dürfen, besonders als sie plötzlich rief:

„Du hast Recht! das muß aufhören."

Er trat ihr einen Schritt näher, doch sie herrschte ihm zu:

„Hinweg aus meinem Angesicht!"

„Du scheinst zu vergessen, daß Du in meinem Hause bist und in meiner Gewalt," sagte er beleidigt und gereizt.

„In Deinem Hause — ja! in Deiner Gewalt — nein!"

„Aber wenn Du es wärest, so hättest Du auch dann keinen Grund zur Furcht," sagte er begütigend.

„Furcht?" fragte sie befremdet; — „Dich sollte ich fürchten, ich, die ich nie einen Menschen gefürchtet habe? Ein Mensch wie Du, flößt mir keine Furcht ein."

„Und wenn ich Dich als Gefangene hier festhielte?" fragte er scharf.

„Die Kaiserin wird schnell erfahren, daß ich heute Abend nicht zurückgekommen bin, und wahrschein-

lich ist schon jetzt dem Präfecten des Pallastes befohlen, nach mir zu forschen," antwortete Gunild.

„Du mahnst mich an den Flug der Zeit.... —"

„O!" rief sie, „an die Ewigkeit mögt' ich Dich mahnen!"

„Also fühlst Du doch Theilnahme für mich?"

„Wer einen Menschen sieht, der sich selbst einen Dolch ins Herz stoßen will, fühlt ein Gemisch von Mitleid und Grauen mit dem Elenden: Du bist ein solcher Mörder an Deiner Seele.

„Dein Mitleid genügt mir.... vor der Hand!" rief Eugenius frohlockend. „Dein Grauen wird schwinden, sobald ich Dir Gelegenheit gebe, die Aufrichtigkeit meiner Bekehrung zum Arianismus zu beurtheilen. Ich mache mir dadurch große Feinde in der Welt und in meiner Familie — ich schneide mir eine glänzende Zukunft ab — doch was thut's, wenn ich nur Dich gewinne."

„Ein arianisches Mädchen gilt Dir also mehr, als der ewige Gott, dem Du Dich geweiht hast!" rief Gunild. „O was muß die katholische Kirche sein, daß sie so elende Diener haben — und dennoch so göttlich sein und bleiben kann!.... Hinweg von mir, Du Renegat dieses göttlichen Glaubens! ich verlange zur Stelle meine Freiheit."

Ein leises Geräusch ließ sich an der Thür ver-

nehmen. Eugenius ging hinaus. Sein vertrautester Diener flüsterte ihm athemlos zu:

„Ich eile, Dich zu benachrichtigen, Herr, daß die erlauchte Eugraphia sich zum Stadtpräfect begeben hat. Welch ein furchtbares Aufsehen würde es machen, Dich hier zu finden . . . . mit ihr.“

Eugenius besann sich einen Augenblick ehe er in das Zimmer zurückkehrte.

„Ich verlange auf der Stelle meine Freiheit!“ wiederholte Gunild, als er eintrat.

„Sie ist Dir gewährt . . . aber nur unter der Bedingung, daß ich Dich wieder sehen, wieder sprechen werde.“

„Davor wolle Gott mich behüten! ich verlange die Freiheit bedingungslos.“

„Sieh, wie ich Dich verehre! Dein Wunsch ist mir Befehl. Meine Sänftenträger harren Deiner.“

„Nein!“ sagte sie entschieden, „ich traue Dir nicht. Ich gehe allein.“

„Das darf nicht sein!“ rief er schreckenvoll. „Ich werde Dich sicher geleiten lassen . . . . oder geleiten.“

„Begreifst Du denn nicht, daß ich tausendmal lieber allein — als in Deiner Gesellschaft sein will!“ rief sie. „Unerhörteres als das, was ich hier gesehen, hier gehört habe, kann mir nirgends begegnen! Oeffne die Thür!“

Eugenius stand in qualvoller Unruhe vor ihr und wiederholte:

„Nimm meine Leute . . . sie sind bereit.“

„Ich will nichts von Dir . . . . aber ich will jetzt fort,“ sagte sie mit eisernem Blick und Ton, und ging an ihm vorüber in den Hof und dem Ausgang zu. Er wagte nicht sie zurückzuhalten, aber er folgte ihr und winkte dem Diener zu, ihr die Hausthür zu öffnen. Auf der Schwelle kehrte sie sich um und sagte:

„Daß Niemand von Euch in meine Nähe komme! ich will meinen Weg schon finden.“

Dann trat sie hinaus. Sie war nie allein auf der Straße gewesen, nie zur Abendstunde, selbst mit Begleitung auf der Straße. In diesem abgelegenen Gäßchen herrschte tiefe Stille. Die Bewohner waren Alle zur Ruhe gegangen. Sie wußte nicht, wo sie sich befand, wußte nicht, auf welchem Wege sie zum Kaiserpallast gelangen könne. Eine Bangigkeit ergriff sie, die ihr den Athem raubte und ihren Fuß fesselte. In ihrem weißen schleppenden Gewande stand sie unbeweglich wie ein Marmorbild unter dem nächtlichen Sternenhimmel. Aber ihr Auge gewöhnte sich an die Dämmerung, und sie nahm neben der Thür kauernd ein kleines menschliches Wesen, ein Kind, einen Knaben wahr.

„Weißt Du den Kaiserpallast zu finden?“ fragte sie freudig.

„O ja! aber ich habe Hunger und soll hier auf süßes Backwerk warten,“ sagte er.

„Ich gebe Dir zehnmal mehr und einen schönen Leibrock dazu, wenn Du mich auf dem kürzesten Wege zum Pallast führst,“ rief sie lebhaft.

„Komm’!“ sagte der Knabe laconisch und sprang auf seine Füße.

„Gieb mir Deine Hand, Kind! ich sehe nicht deutlich,“ sagte Gunild, die den Knaben an ihrer Seite haben wollte.

„Komm’ nur, ich bringe Dich sicher hin — und auf dem nächsten Wege,“ versetzte der Knabe, nahm Gunild bei der Hand und führte sie fort.

Eugenius und sein Vertrauter hatten lautlos gelauscht auf dies Zwiegespräch. Eugenius war entschlossen gewesen, ihr von fern zu folgen. Als er aber die zuversichtliche Versicherung des Knaben hörte, schien es ihm besser zurückzubleiben. Er war ganz verstört über diesen unerwarteten Ausgang einer Zusammenkunft, deren Ergebniß er so ganz anders geträumt hatte.

„Das ist aber eine stolze Dame, eine muthige Dame, Herr!“ sagte der Diener ganz verblüfft.

„Schweige mit Deinen albernen Bemerkungen und fort von hier!“ erwiederte Eugenius zornig.

Beide verließen das Haus durch ein Hinterpförtchen, welches die Thürhüterin sorgfältig hinter ihnen verschloß, und kehrten nach Eugraphia's Pallast zurück, in welchem Eugenius seine Wohnung hatte. Ihm war zu Sinn wie einem Feldherrn, der durch seine Schuld eine entscheidende Schlacht verlor.

Kleine Natter.

Kaum eine halbe Stunde, nachdem das Haus geräumt war, erschien am obern Ende des Gäßchens ein Centurio mit seiner Truppe und mit Fackelträgern. Adon ging neben ihm.

„Ist dies die Gasse?" fragte der Centurio.

„Sie ist's! nur herein . . . . wir sind gleich dort!" erwiederte der Knabe.

Heimlich dachte er: Das war ein kluger Gedanke den Wächter aufzustellen! Es nimmt sich Alles ganz anders aus, wenn die Kaufläden und Werkstätten geschlossen sind . . . und wenn Fackeln die Beleuchtung so grell und den Schatten so tief machen. Aber wo ist der Wächter? — —

Adon späte rechts und links: Niemand war zu erspähen. Aengstlich lief er dem Zuge etwas voraus und suchte sich zu orientiren. Das war unmöglich. Die Gasse war nur von gewerbtrei-

benden Leuten in kleinen unscheinbaren Häusern bewohnt, welche sich aneinander reihten, und den Anblick einer von Thüren durchbrochenen Mauer gewährten. Denn das Alterthum, wie noch jetzt der Orient — d. h. der fernere, wie Damascus z. B. — kannte keine Häuser, wie wir sie bewohnen. Das Haus war ein Würfel von Mauerwerk mit einem innern Hof, auf welchen die Gemächer mündeten. Nach der Gasse zu war nichts als die Eingangsthür. Vor derselben schlugen die Gewerbtreibenden ihren Kram auf, der nach Sonnenuntergang im Innern des Hauses verschwand. Der unglückliche Adon hatte also nicht das geringste Merkzeichen. Er rannte verzweifelnd bis zum untern Ende der Gasse.

„Halt!" donnerte ihm der Centurio nach; „willst Du entwischen, weil Du uns gefoppt hast!"

„Keines von Beiden!" erwiederte der trostlose Adon, „ich suche nur den Zuckerbäcker und meinen Wachposten."

„Dein Wachposten hat sich davon gemacht; aber der Zuckerbäcker muß ja zu finden sein," sagte der Centurio und befahl seinen Leuten mit dem Schaft ihrer Speere gegen die erste beste Thür zu stoßen. Trotz des Lärms dauerte es geraume Zeit, bis eine Stimme drinnen fragte, was es draußen gebe.

„Wohnt ein Zuckerbäcker in der Nachbarschaft?“ fragte der Centurio.

„Die erste Thür links,“ war die Antwort.

„Dann ist es hier!“ jubelte Adon und schoß wie ein Pfeil auf die Thür zu, welche der bezeichneten gegenüber lag. Die Truppe folgte ihm und das Anpochen begann auf's Neue mit dem Ruf vermischt: „Oeffne! öffne!“

Es währte nicht lange bis sich eine ängstliche Männerstimme vernehmen ließ:

„Ich werde nicht öffnen! zieht ab, Ihr bösen Buben.“

„Der Präfect von Constantinopel schickt mich, den Centurio Martial, um Dein Haus zu durchsuchen. Oeffne freiwillig, oder ich lasse die Thür einrennen.“

Die Riegel wurden zurückgeschoben, die Truppe drang ein und warf einen bejahrten Mann auf die Seite, der kreischend vor Angst ausrief:

„Ich bin ein armer Mann . . . . treibe mein elendes Geschäft ohne Wucher“ . . . —

„Wo ist das Fräulein!“ donnerte der Centurio.

„Meinst Du meine Tochter?“ schrie der Greis.

„Deine Tochter, alter Narr, kümmert uns nicht . . . . wir suchen ein Edelfräulein der Kaiserin!“

„Suchet!“ sagte der Alte höhnisch; „und mögt

Ihr sie so gewiß finden, wie ich meine Tochter wiederfinde."

Das Häuschen war bald durchsucht. Weder bei dem alten Wechsler, noch bei den Bewohnern des obern Stockwerks ergab sich die Möglichkeit, daß Gunild hier verborgen sein könne. Adon schlug sich mit beiden Fäusten wider die Stirn und zerraufte sein Haar. Der Alte sah ihn vergnügt an und sagte:

„Es freut mich recht, daß andere Leute ebenso in Verzweiflung sind, wie ich es war, als meine Tochter verschwand."

„Altes Ungeheuer!" schrie Adon.

„Also zwei Fräulein sind verloren gegangen statt einer!" rief der Hauptmann lachend. Nun, weiter! Gibts noch mehr Zuckerbäcker in der Gasse, als den da drüben, Alter?"

„Ich bin ein armer Mann," antwortete er mürrisch; „ich gehe nicht auf den Wegen und Stegen der Leckermäuler" . . . . —

„Schon recht!" unterbrauch ihn der Centurio. „Voran mit Dir . . . . und zeige uns den nächsten Zuckerbäcker."

„Was! ich soll in der Nacht mein Haus — mein armes Haus verlassen!" schrie der Alte entsetzt.

„Wer arm ist, pflegt keine Diebe zu fürchten! . . . Also vorwärts mit Dir."

„Ja, vorwärts mit Dir!“ rief Adon rachgierig.

„Soll ich statt Deiner mitgehen?“ fragte eine alte Frau, die aus irgend einem dunkeln Winkel auftauchte, den Greis.

„Ja, begleite sie, Apolline,“ seufzte er, „und kehre bald zurück, damit ich das Haus verschließen könne. Ich bin so arm, daß sie meine ganze Dienerschaft ausmacht, sprach er zum Centurio. Ich bitte Dich, entlasse sie bald.“

„Unbesorgt! . . . Diese Apolline gehört zu den Wesen, die ich keine Secunde über die Nothwendigkeit hinaus vor Augen zu haben wünsche. Und nun vorwärts.“

Apolline leitete den Zug zurück auf dem Wege, den er gekommen war, blieb dann stehen, deutete auf eine Thür und sagte:

„Hier wohnt er.“

„Gibt es noch mehr in der Gasse?“ fragte der Centurio.

„Nein! nur diese zwei.“

„Nun, meine Bürschlein, wo sollen wir anklopfen? Hüte Dich, keine falsche Thür zu bezeichnen,“ sprach der Centurio drohend zu dem zitternden Adon, der ängstlich die Thür bezeichnete, die er für die richtige hielt und die es auch wirklich war.

Als sie geöffnet wurde, stand eine anständig gekleidete Frau mit einer Lampe in der Hand auf

dem Vorplatz, fragte befremdet aber ruhig nach dem Begehr und führte selbst den Centurio umher, indem sie erzählte, daß sie mit ihren vier Söhnen das Haus bewohne, und daß sie auch einigen Freunden ihrer Söhne Obdach gebe, lauter brave Leute, die sich durch ihrer Hände Arbeit ernährten. Sie selbst habe einst bessere Tage gesehen, sei jetzt aber auf ihre guten Söhne angewiesen, die ihr das Leben so bequem wie möglich zu machen suchten. All' diese braven Leute und Söhne schliefen in den obern Räumen, und starrten, verwundert auffahrend aus dem Schlaf der Gerechten, den späten Besuch halb im Traum an.

Die Runde war gemacht, nichts Verdächtiges gefunden. Die Frau öffnete noch ein unteres Zimmer. Es war leer und der Centurio ging vorüber, nachdem er einen flüchtigen Blick hineingeworfen hatte. Adon aber sprang ins Zimmer hinein, hob den Kopf hoch auf, that einen langen Athemzug und rief frohlockend:

„Hier ist sie gewesen!"

Der Centurio kehrte rasch zurück und befahl den Fackelträgern jeden Winkel des Zimmers zu durchleuchten, ob irgendwo ein verborgener Raum sei.

„O weh! . . . . fort mit den Fackeln!" rief Adon.

„Närrischer Knabe! wie soll man sie denn im Finstern suchen und finden."

„Ob sie noch hier ist, weiß ich nicht," sagte Adon, „aber sie war hier. Als ich eintrat spürte ich den Wohlgeruch, den die Damen zu tragen pflegen und der mir fast so lieblich ist als Zuckerwerk auf meiner Zunge. Jetzt freilich hat der Qualm der Fackeln den süßen Duft verdrängt.

„Du hast ein feines Näschen, mein Kind," sagte die Frau mit freundlichem Lächeln, „aber doch nicht fein genug. Einer meiner Söhne ist Gärtner. Wir haben Blumen in dem Zimmer gehabt, Blumen von köstlichem Wohlgeruch, die heute Abend abgeholt wurden, um einen Festsaal zu zieren."

„Und genug — sie ist nicht da! und Du böser Bube hast gewagt uns zu äffen!" sagte der Centurio in solchem Zorn, daß Adon vor Schreck auf die Knie fiel und um Gnade flehte.

„Wer hätte solche Bosheit bei einem so jungen Kinde vermuthet!" sagte die freundliche Frau.

„Böse Hexe! sie war doch hier!" schrie Adon, kreideweiß vor Wuth auf sie zuspringend.

Die Frau zuckte mitleidig die Achseln und sagte: „Das Kind ist augenscheinlich in Verzweiflung; — man muß Nachsicht mit ihm haben."

„Fort!" befahl der Centurio. Der Trupp setzte sich in Bewegung, verließ das Haus und riß den trostlosen Adon mit sich fort.

Kleine kluge Natter! sprach die Frau zu sich

selbst, als sie sorgfältig die Eingangsthür verriegelte. Vor der Spürnase eines solchen Buben muß man sich mehr hüten, als vor einer Prätorianertruppe.

Der kleine treulose Wachposten, der Adons Mißgeschick verschuldet hatte, führte inzwischen Gunild nach dem Constantinischen Pallast. Aber sie war in einem entfernten Stadttheil, zu Fuß, zu später Stunde: der Weg schien sich endlos vor ihr auszudehnen. Zuweilen stieg der Gedanke in ihr auf, der Knabe könne sie absichtlich irre führen. Sie hatte von nächtlicher Unsicherheit der Gassen gehört . . . . — Aber sie wagte nicht zu fragen, theils um ihrem Führer kein Mißtrauen zu zeigen, theils um nicht die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden noch mehr auf sich zu ziehen, als ohnehin geschah. Es konnte nicht fehlen, daß ihre Erscheinung mehr bemerkt wurde, als ihr lieb war.

„Laß sie reden — und komm' nur! wir sind bald da!" sagte der Knabe gleichgültig.

Doch dies „bald" nahm kein Ende! Als sie aber dem Kaiserpallast nah und näher kamen, als die Umgebung ihrem Auge vertrauter wurde, als sie hier eine Säulenhalle erkannte, dort das Haus der schönen Thaïs mit den reichen corinthischen Pilastern — und als endlich der Pallast selbst vor ihr lag, erleuchtet durch die Fackelgarben, die an seinen Eingängen und neben den Posten der Präto-

rianerwachen brannten: da hob sich ihr Herz im heißen Dankgebet zu Gott empor. Es wich das lähmende Gefühl von Unheimlichkeit, das immer neben ihr hergeschlichen war; und in dem Maß, als ihr Herz sich erleichtert fühlte, wurde auch ihr Schritt leicht und ihr Gang kräftig.

„Schau! da sind wir!" sagte der Knabe zufrieden; „hab' ich Dich nicht gut und sicher geführt?"

„O so gut, daß ich es Dir nie vergessen werde!" antwortete sie tiefgerührt. „Und jetzt folge Du mir," sagte sie, als sie den äußern Hof des Pallastes betrat. Im innern Hof wurde sie schon von einigen Dienern erkannt und freudig begrüßt, und Einer lief voraus, um den Kämmerlingen der Kaiserin die erfreuliche Kunde zu bringen. Hylas flog ihr entgegen und rief:

„Ich bitte die edle Gunild die Augusta sogleich von der peinlichen Sorge zu befreien, in welcher sie seit drei Stunden schwebt. Denn als Du eine Stunde nach Sonnenuntergang nicht heimgekehrt warst, entsetzten sich Deine dienenden Frauen über dies unerhörte Ereigniß und verkündeten es wehklagend im Pallast. So wie die Augusta es erfuhr, sendete sie Boten zu den erlauchten Frauen Olympia und Pentadia. Die Erstere ließ sagen, Du habest Dich zu Nicarete begeben; doch in deren Hause wußte man nichts von Dir. Jetzt durch-

streifen Boten in allen Richtungen die Stadt, um Dich zu suchen .... — Aber wo war die edle Gunild?" setzte er mit befremdetem Blick auf ihren kleinen armseligen Begleiter hinzu.

Sie hörte erschöpft dem Strom seiner Worte zu und eilte zur Kaiserin. Hylas riß den Thürvorhang auf und meldete ihr Erscheinen.

Als Eudoxia Gunild erblickte mit fiebernder Röthe auf den Wangen, mit müden Augen und abgespannten Zügen, mit halbaufgelöstem Haar, mit bestaubtem Saum des Gewandes, rief sie ihr angstvoll entgegen:

„Gunild! .... wo warst Du?"

„Ich weiß es nicht!" seufzte Gunild und sank ohnmächtig zu Eudoxia's Füßen zusammen.

Cabalen.

Mit außerordentlichem Gepränge, umgeben von achtundzwanzig egyptischen Bischöfen und mit einem zahlreichen Gefolge von Clerikern und von Dienern, zog der Patriarch Theophilus in Constantinopel ein. Bischof Severian von Gabala, der bewunderte Prediger, der Liebling der Damenwelt des Hoflagers — und drei andere Bischöfe Kleinasiens hatten sich ihm angeschlossen. Alexandrinische Matrosen, deren Schiffe Getreide nach Constantinopel gebracht hatten, empfingen ihn im Hafen mit stürmischem Jubel, gaben ihm das Geleit und fügten zu dem Glanz seines Einzugs den Anschein von Popularität. Das Volk staunte diese Pracht, diese Weltherrlichkeit eines Patriarchen an; es war derselben entwöhnt durch Chrysostomus.

Dieser hatte alle Bischöfe, welche sich zum Conzil einfinden würden, eingeladen, seine Gäste zu sein und

im Pallast des Patriarchats, so wie in den Nebengebäuden der Sophien- und der Apostelkirche die für sie bereiteten Wohnungen einzunehmen. Allein die ganze Partei lehnte es ab. Eugraphia hatte ihre prächtige und geräumige Villa am Bosporus dem Patriarchen Theophilus zur Verfügung gestellt. Dort richtete er sich mit seinen Bischöfen ein. Jede Gemeinschaft mit Chrysostomus schlug er aus. Seinen ersten Besuch machte er dem Kaiserpaar; den zweiten — bei Eugraphia: damit war seine Stellung klar gezeichnet.

Der gutmüthige Kaiser, dem Zerwürfnisse innerhalb der Kirche sehr peinlich waren, empfing Theophilus freundlich und sagte:

„Ich hoffe, das kleine Wölkchen, welches sich zwischen Deine Heiligkeit und die egyptische Mönche gelagert hat, wird sich leicht zerstreuen. Ich betrachte es wenigstens als ein günstiges Zeichen, daß unser ehrwürdiger Vater Chrysostomus nicht als Richter in dieser Untersuchung auftreten will. Die Kirchengesetze, spricht er, bestimmen, daß ein Bischof nur in seiner Provinz gerichtet werden dürfe. Die Sache wird also vor ein weltliches Forum kommen, das ihr nicht schaden wird."

„Du siehst aus meinem Kommen, erhabener Augustus," sagte der Patriarch mit kaltem Stolz, „daß ich kein Gericht auf Erden scheue, möge es ein

weltliches oder geistliches, in meiner eigenen oder in einer fremden Kirchenprovinz sein. Handelt es sich darum, die Gerechtigkeit der Sache eines Metropoliten zu beweisen — und kann dieser Beweis nur am kaiserlichen Hoflager, außerhalb seiner Kirchenprovinz, klar geführt werden: so müssen nach meiner Ansicht, die Canones etwas zurücktreten."

„Es ist sehr edel, daß Du so denkst, ehrwürdiger Theophilus," sagte der Kaiser, den dieser hohe Ton verlegen machte; „denn Du hättest Dich ja auf die Canones stützen können, um nicht hier zu erscheinen. Allein es ist auch nicht minder edel, daß unser ehrwürdiger Chrysostomus sich in diesem Fall auf die Canones beruft. Bei einer solchen Gesinnung kann die Ausgleichung zwischen Dir und Deinen Mönchen nicht schwer sein — und ich hoffe, das Conzil, welches durch das Mißvergnügen einiger Bischöfe mit unserm Patriarchen veranlaßt wurde, wird denselben Geist bereitwilliger Versöhnlichkeit bewähren."

„Gewiß! sobald Schuld und Unschuld sich herausstellten," entgegnete Theophilus immer in einem Ton, der den Kaiser einschüchterte.

Bei der Kaiserin hingegen war er die Demuth selbst. Da wußte er nicht genug Worte zu finden, um sich unter ihren Schutz zu stellen und auf ihre

Huld zu bauen. Da war der Schatten ihres Thrones seine Freistatt gegen seine Feinde und ihr kaiserlicher Purpur die Aegide der Kirche. Da war sie berufen mit ihrer zarten reinen Hand das Maß abzuwägen, das den Bischöfen zukomme in Ausübung ihres Amtes. Da war die Augusta mit ihrem Geist und ihrem Character ganz dazu geschaffen, unumschränkte Gebieterin der Welt und Mittelpunkt des Universums zu sein. Das klang freilich anders, als die ernsten Ermahnungen des Chrysostomus! —

Dann kam Bischof Severian zur Kaiserin. Predigen konnte er nicht, da es sich nicht ziemte, ohne Genehmigung des Patriarchen die Kanzel in Constantinopel zu besteigen. Dafür aber hielt er ihr in ungezwungener Weise die angenehmsten, erbaulichsten Vorträge: er lobte diejenigen Tugenden, zu denen Eudoxia natürliche Anlagen oder Neigung hatte — und von den übrigen schwieg er. Ihre Zärtlichkeit für ihre Kinder, ihre Wohlthätigkeit, ihr Eifer für Glauben und Kirche, boten ihm ein unerschöpfliches Thema, um darauf Variationen der liebenswürdigsten Art auszuspinnen. Sehr belesen in der heiligen Schrift, wie er war, wußte er sie mit großer Rednergabe auszulegen — und diesem Grundstoff webte er dann mit seltener Gewandtheit sein Lob und seine Bewunderung, bald direct bald indirect, wie eine köstliche Stickerei ein.

Eudoxia war entzückt von diesem feinen hochgebildeten Geist. Ihre Damen waren es noch mehr; deren Anhang und Umgebung abermals mehr, damit nur Niemand das Unglück habe, nicht auf dem Höhepunkt der Begeisterung zu stehen. So schwamm das ganze Hoflager in Entzücken über Severian — und Kaiser Arcadius schwamm mit.

„Welche Comödie!“ sagte Eugraphia eines Tages zu Florus, der mehr und mehr ihr Vertrauter wurde; — „ich würde sie nimmer mitmachen, wenn es nicht eine Art von Demonstration gegen den goldenen Mund wäre, diesen honigfließenden Mund überschwenglich zu bewundern.“

„Ich bewundere Dich, Erlauchteste, wie Du verstehst in das oberflächliche Treiben ernste Gedanken zu legen,“ erwiederte Florus, der bei Eugraphia Severians Rolle bei der Kaiserin nachahmte.

„Wann aber wird der Mönch Isaak aus Antiochien heimkehren?“ fragte sie ungeduldig. „Die Quellen müssen dort entweder überreichlich — oder unsäglich sparsam fließen, um ihn so lange festzuhalten.“

„Ich bekenne Dir, Erlauchteste, daß Isaak längst zurückkehrte . . . . doch ohne Erfolg.“

„Dann war er ungeschickt oder böswillig!“ rief Eugraphia zürnend.

„Doch nicht, Erlauchte! an seinem guten Willen ist gar nicht zu zweifeln und zum Spion ist er geboren. Aber es fehlte das Material.“

„An einem Ort, wo Chrysostomus fünfzig Jahr lebte, sollte man nicht einen Flecken in seinem Wandel, seinem Character finden .... mit gutem Willen, versteht sich .... Florus, das glaub' ich in Ewigkeit nicht!“

Florus zuckte schweigend die Achseln.

„Wie!“ fuhr sie fort, „er hätte seine Studien gemacht ohne Leichtfertigkeit! .... wäre Rechtsanwalt gewesen, ohne Bestechlichkeit! .... Priester, ohne Ehrgeiz, ohne Herrschsucht, ohne eine der Eigenschaften, die ihn als Patriarchen unerträglich .... ja verhaßt machen! Aber so sprich doch! ist denn das möglich?“

„Er hat es möglich gemacht, Erlauchteste. Sein Andenken wird in Antiochien ebenso verehrt und gesegnet, wie seine Gegenwart daselbst, sein Walten und Wirken es wurde. Wahrlich ein trauriges, aber schlagendes Beispiel von menschlicher Schwachheit! In untergeordneter Stellung streifte er an das Ideal der Vollkommenheit — und als er auf die Höhen des Lebens hinaustritt, vermag er den Glanz dieser neuen Stellung nicht zu ertragen und die Vollkommenheit schwindet täglich mehr — ein neuer Icarus, dem die Sonnennähe die wächsernen Flügel schmilzt.“

„Sehr poetisch aufgefaßt, guter Florus .... aber dennoch sehr verdrießlich für uns," erwiederte Eugraphia verstimmt. „Wohlan! so müssen wir uns anderweitig zu helfen suchen. Der ehrwürdige Theophilus betreibt seine Sache meisterhaft."

„Ja!" rief Florus begeistert, „die ganze Stadt ist für ihn eingenommen, durch ihn geblendet, vom Präfecten des Pallastes an, bis zum Sackträger am Hafenplatz. Noch nie hat Jemand so schnell, in so kurzer Zeit eine so große Partei zu gewinnen gewußt. Seine Gastmahle entzücken die vornehmen Leute, sein Gold, das er mit vollen Händen für den geringsten Dienst .... ja, auch ohne einen solchen spendet, entzückt das Volk. Dabei weiß er überall das Passendste zu sagen: hier eine Schmeichelei, dort ein Lob, da ein Versprechen. Ich wünschte, Du könntest ihn in der Oeffentlichkeit sehen, Erlauchteste! es würde Dir eine große Befriedigung sein, wie dieser Mann die Menschen zu beherrschen versteht."

„Wenn er Schmeichelei und Gold geschickt zu handhaben weiß, so wundert mich sein Erfolg nicht," sagte Eugraphia kalt. „Dies sind die Hebel, mit denen man die Welt aus ihren Angeln hebt."

„Du vergißt den dritten Hebel," sagte Florus kriechend — „freilich den seltensten, Erlauchte, und der nur wenigen zu Gebot steht: die hohe Klugheit, das Genie des Herrschens."

„Wie die Augusta es besitzt!“ unterbrach sie; allein ihr wohlwollendes Lächeln verrieth, wie zugänglich sie dem ersten Hebel sei. „Hast Du Eugenius gesehen? setzte sie hinzu; — er ist in einem ganz unbegreiflichen Zustand. Anstatt froh zu sein, daß sein wahnwitziger Streich nicht bekannt wurde, wüthet er und ist in diesem wichtigen Augenblick unbrauchbar für die große Sache.“

„Die schwere Krankheit der edlen Gunild ist ihm sehr zu Herzen gegangen; mehr als das aber eine Nachricht, die ich freilich nicht verbürgen kann.“

„Und die wäre?“

„Es verlautet durch ihre Umgebung, ihre dienenden Frauen, sie beabsichtige, sich der katholischen Kirche anzuschließen.“

„Vorzimmergeschwätz, guter Florus! Du weißt mit welcher Mutterliebe ich an Eugenius hänge; aber zu glauben, daß dies Zusammentreffen mit ihm Gunild günstig für die Kirche gestimmt habe — das geht über meine Fassungskraft. Sie wird im Fieber geredet haben — und die Dienstfertigkeit der Zofen schwatzt das, was die Kaiserin gern hört. Gunild wird sich nur noch mehr zurückgestoßen fühlen.“

„Möglich! aber dies Vorzimmergeschwätz reicht hin, um Eugenius in tolle Verzweiflung zu versetzen. Er hat sich in dem Gedanken festgerannt, arianisch

zu werden, und eine Vermählung mit der edlen Gunild möglich zu machen."

„Man muß recht eifrig beten," sagte Eugraphia salbungsvoll, „daß der heil. Geist Gunild erleuchte und in die Kirche einführe. Ich wünsche das nicht blos für ihr Seelenheil, sondern auch damit mein armer Eugenius wieder zur Vernunft komme, denn ihr Uebertritt würde ihm gründlich jede Hoffnung rauben." —

Die Untersuchung, welche gegen den Patriarchen Theophilus eingeleitet worden war, ergab trotz seiner Bestechungen, die Unschuld der egyptischen Mönche an häretischem Aufruhr und Empörung gegen die geistliche Obrigkeit. Die Kaiserin, welche sich nun einmal für diese frommen Männer interessirte, war so froh, deren Unschuld anerkannt und Theophilus ganz bereit zu sehen, sich mit ihnen auszusöhnen, und ihrer Rückkehr nach Egypten nichts in den Weg zu legen, daß Theophilus nun in ihren Augen über alle Anklagen gerechtfertigt war, welche sich so zahlreich gegen ihn erhoben hatten. Er ging triumphirend aus der Untersuchung hervor, weil Niemand mit dem Mann unzufrieden zu sein wagte, mit welchem die Kaiserin zufrieden war. Chrysostomus freute sich des Friedens zwischen dem Patriarchen und den Mönchen. Uebrigens kümmerte er sich nicht um die weitere Untersuchung. Sternenweite trennte sein Leben, seine Richtung,

sein Wirken, sein Ziel von Theophilus und beide Patriarchen lebten in Constantinopel wie auf zwei verschiedenen Planeten, von denen der eine zur Sonne des Hofes gravitirte, der andere zur Sonne des ewigen Lebens.

Der Mönch Isaak war nicht im Stande gewesen, auch nur ein gewichtiges Zeugniß gegen Chrysostomus in Antiochien aufzutreiben. Daraus zog Theophilus den Schluß, man dürfe nicht wählerisch in den Anklagepunkten sein. Er nahm also was sich darbot und aus welcher Hand es sich darbot. Unter dem Clerus war mehr als ein Judas. Bei Eugraphia wurden diese Aktenstücke geprüft, über welche auch Marsa zuweilen ihr Gutachten abgab.

„Bei dieser hochwichtigen Angelegenheit muß man äußerst vorsichtig zu Werke gehen," sagte Theophilus mit großer Würde zu Eugraphia. „Da du, meine Tochter, den Boden von Constantinopel genauer kennst als ich und meine Mitbischöfe aus fernen Ländern, so ist uns Deine Ansicht in gewisser Beziehung maßgebend .... so wie auch die Deiner Freundin, der erlauchten Marsa."

„Deiner Aufforderung folgend, ehrwürdiger Vater," erwiederte Eugraphia, „bin ich mit ihr übereingekommen, daß die Anklage auf einen tadelnswerthen Lebenswandel beinah lächerlich erscheinen würde. Seine Jugend ist von keinem

derartigen Flecken getrübt, — wie die genauesten Nachforschungen zu Antiochien ergeben haben. Hier aber lebt er seit sieben Jahren mit gebrochener Gesundheit, in einer Ascese, die ihn zum Heiligen machen müßte, wenn sie nicht seinem Character jene Bitterkeit, Härte und Schroffheit gegeben hätte, die ihn zu einer Geißel der Menschheit macht. Alle Anklagen, welche sich auf kalte, unerbittliche, schonungslose Gewaltthätigkeit beziehen, sind hingegen aufrecht zu halten.

Theophilus machte ein Paar Anmerkungen bei den Schriften, die er in Händen hatte. Dann sagte er:

„Die Anklage auf Verletzung der Canones, ist vollkommen begründet. Darüber sind wir Bischöfe einig. Er hat Männer von den Bischofssitzen suspendirt, bei denen der Frevel der Simonie nicht erwiesen war . . . . denn sie leugnen ihn! Aber, meine Tochter, wie steht es mit der Anklage auf Hochverrath? ist ihm dergleichen überhaupt zuzutrauen? kann man jene Aeußerung über die Kaiserin als Hochverrath betrachten? und ist es gewiß oder nur wahrscheinlich, daß er sie gemacht hat?"

„Gemacht hat er sie . . . . das ist gewiß, ehrwürdiger Herr!" rief Eugraphia. „Der junge Priester Florus, den meine Freundin Marsa erziehen ließ und für den ich mich seiner großen Begabung wegen sehr interessire" . . . . —

„Meinst Du, ich hätte diesen ausgezeichneten jungen Mann, der schon zweimal in Alexandrien war, vergessen: so irrst Du sehr!“ sagte der Patriarch freundlich. „Aber sprich weiter.“

„Nun! Florus, über welchen Du so huldvoll Dich äußerst, ist ein Opfer der Verfolgungssucht des Patriarchen, der ihm gewisse jugendliche Fehltritte, statt sie mit dem Mantel der Liebe zu bedecken, schonungslos vorwirft.“

„Meine Tochter!“ sagte Theophilus mit hoher Miene, „die Erhabenheit des geistlichen Standes erfordert einen reinen, einen heiligen Wandel. Wo der fehlt, ist der Beruf zweifelhaft und der Einfluß auf das Volk ein schlimmer; denn es lernt den Priester verachten; — entweder als Wüstling, oder als Scheinheiligen. Und nicht nur um uns selbst, sondern zugleich um das Volk zu heiligen, sind wir Priester da. Ich denke, daß Du vollkommen mit mir übereinstimmst und nur sagen wolltest, daß die Theorie in aller Strenge aufgestellt — doch in praktischer Durchführung gemildert auftreten müsse. Ich bitte, fahre fort.“

„Dieser Florus also besucht mit großer Pünktlichkeit die Predigten des Chrysostomus,“ nahm Eugraphia wieder das Wort, nachdem sie eine Verbeugung, welche Zustimmung ausdrückte, gegen Theophilus gemacht hatte. „Florus hörte die Pre-

digt, die er vor Kurzem in der Sophienkirche hielt, und in welcher er die Kaiserin mit der Jesabel verglich."

„Da Florus es hörte, so will ich es nicht bezweifeln. Nur scheint mir die Anklage auf Hochverrath noch nicht dadurch begründet."

„Wie, mein ehrwürdiger Vater! wer die kaiserliche Majestät von hehrer Stätte aus vor allem Volk so ungeheuer beschimpft, der sollte kein Hochverräther sein!" rief Eugraphia. „Wir in Constantinopel betrachten es so, und die Augusta würde nicht wenig staunen, wenn sie erführe, daß Du diese Auffassung nicht theilst."

„Das sagte ich nicht," entgegnete Theophilus, indem er gelassen eine Anmerkung schrieb. „Dein Eifer ist sehr erfreulich und tröstend, meine Tochter."

„Die Anhänger des Chrysostomus behaupten zwar," fuhr Eugraphia beruhigt fort, „seine Predigten würden nicht blos durch falsche Auslegungen, sondern sogar durch lügenhafte Zusätze entstellt; aber sprich, ehrwürdigster Herr, ich bitte Dich .... wer käme wohl auf den tollen Einfall, unsere erhabene, herrliche Kaiserin mit der Jesabel zu vergleichen? .... So etwas kann nur der finstere Menschenhaß eines fanatischen Asceten erfinden. Ich verlasse mich auf Florus als auf einen Ohrenzeugen."

„Ich glaube, daß wir jetzt genug Material in Händen haben," sagte Theophilus sehr befriedigt, „um einen Mann vom Patriarchensitz zu entfernen, der seiner Stellung keine Ehre macht. Es ist ja fast nur ein Schrei der Entrüstung gegen ihn."

„Ehrwürdigster Vater!" entgegnete Eugraphia bedenklich, „der Hof und die allentscheidenden Majestäten, so wie ein Theil des Volkes und des Clerus, der Theil, den Du kennst — ist gegen ihn; allein wir dürfen uns nicht darüber täuschen, daß die große Mehrheit des Clerus und die überwiegende Masse des Volkes für ihn ist. Ich überlasse Deiner Weisheit diejenigen Maßregeln zu treffen, welche Deinen Plan sicher stellen."

„Ich begebe mich von hier zum Kaiser und werde ihm den Vorschlag machen, das Conzil nicht in der Residenz zusammentreten zu lassen," sagte Theophilus.

„Ha! . . . wie Deine Weisheit das Richtige zu treffen weiß!" rief Eugraphia hocherfreut.

„Du meinst also, ich dürfe der Zustimmung der Kaiserin sicher genug sein, um dem Kaiser diesen Vorschlag zu machen?" fragte er.

„Ganz sicher, ehrwürdiger Vater! nur mögte ich Dich bitten nicht zu zögern. Was heute ist, dürfte vielleicht morgen nicht mehr sein. Die erhabene Kaiserin ist jung und lebhaft. Ihre Empfindungen

wechseln, und reißen ihre Ansichten, ihr Urtheil in den Wechsel hinein. Vor einigen Wochen hatte mein Neffe Eugenius, der Arme! das Unglück, einen tollen Jugendstreich zu begehen, der sich freilich für den Aspiranten zu einem Bischofssitz nicht geziemt. Da war die Kaiserin außer sich vor Unwillen, pries die Strenge des Patriarchen gegen leichtsinnige Cleriker, und war auf dem Punkt, sich mit ihm zu versöhnen. Zum Glück — hätte ich fast gesagt! — kam die Predigt von der Jesabel dazwischen .... und schleuderte sie weit vom Patriarchen zurück. Und in der Stimmung ist sie jetzt!"

„Wie beklagenswerth, wenn der Mensch und besonders der Machthaber, unter dem Einfluß der Leidenschaften steht und handelt!" sagte Theophilus salbungsvoll — und begab sich zum Kaiser.

Nicht durch Gunild — denn diese kannte Eugenius nicht — sondern durch Eugraphia hatte Eudoxia erfahren, wer die Entführung bewerkstelligte. Eugraphia fand es zweckmäßig, sich sogleich der Kaiserin zu Füßen zu werfen und sie anzuflehen, keine Untersuchung zu veranstalten, da Eugenius ja augenscheinlich durch eine wahnsinnige Leidenschaft in einen unzurechnungsfähigen Zustand versetzt worden sei. Gunild vereinigte ihre Bitten mit denen Eugraphia's; — nicht aus Mitleid mit Eugenius, sondern weil sie nicht ihren Namen in Verbindung

mit diesem Frevel genannt wissen wollte. Das begriff die Kaiserin, und aus Schonung für Gunild verschonte sie Eugenius. Man sprach nicht mehr von der Sache und beklagte nur Gunild, von der es hieß, daß sie in Folge heftiger Gemüthsbewegung, die mit ihrem Eintritt in die katholische Kirche zusammenhänge, schwer erkrankt sei. Wenn die Kaiserin aber auch Schonung übte, so neigte sich doch ihr Sinn einer heilsamen Strenge zu, und sie sprach einmal ohne besondere Veranlassung das Lob des Chrysostomus aus, weil er ein so hohes Gewicht auf den reinen Wandel des Clerus lege, daß ihn keine Rücksicht abhalte, das Gegentheil zu strafen. Dies war genug für seine Widersacher, um schleunigst den Vergleich mit der Jesabel in Umlauf zu setzen. Die Kaiserin hatte blindes Vertrauen zu ihnen. Sie weinte vor Zorn; aber es fiel ihr nicht ein, sich bei Unparteiischen zu erkundigen, wie sich die Sache verhalte. Sie sah in dem Patriarchen ihren erbitterten persönlichen Feind. Der Kaiser, der nur mit ihren Augen sah, fühlte sich in ihr aufs Tiefste beleidigt, und seine ganze Umgebung war eifrig bemüht seinen matten Unwillen zu einer kräftigen Aeußerung aufzustacheln. Amantius hatte versucht die Kaiserin zu enttäuschen, ihr zu erklären, daß der Patriarch ein Bild aus dem alten Testament entnommen habe, um die

Ruchlosigkeit einer entwürdigten Seele zu bezeichnen, — wie er das hundertmal gethan. Sie befahl ihm zu schweigen, da er ein blinder Parteigänger des Chrysostomus sei. Die Stimme der Wahrheit mußte verstummen. Die Lüge triumphirte.

Theophilus fand Verhältnisse vor, die seinem Anschlag so günstig wie möglich waren. Er setzte dem Kaiser auseinander, daß das Conzil nicht in Constantinopel gehalten werden dürfe. Chrysostomus habe fanatische Anhänger, die sich ohne Zweifel den Beschlüssen widersetzen würden, wenn sie ihnen mißfielen; das könne Unruhe geben; er selbst könne nicht einstehen für die hitzigen Köpfe der Matrosen aus Alexandrien, die in Masse anwesend und wiederum ihrem Patriarchen treu ergeben wären. Die kaiserliche Residenz müsse sicher sein vor jeder Unruhe. Er bitte den Kaiser, das Conzil nach Chalcedon zu berufen, das auf der asiatischen Seite des Bosporus, Constantinopel gegenüber lag. Wie sich erwarten ließ, sprach sich Arcadius ganz einverstanden mit diesem Vorschlag aus.

Ein starkes Herz.

Um Chrysostomus hatten sich inzwischen vierzig Bischöfe versammelt, welche den Theophilus und sein ränkevolles Treiben verabscheuten. Er war seiner Sache so gewiß, daß er laut äußerte, das Conzil habe keinen andern Zweck, als den, Chrysostomus abzusetzen, so daß sich eine große Spannung aller Gemüther bemächtigte und sich im Kaiserpallast wie im Pallast des Patriarchen und durch alle Schichten des Volkes bis zum Hafen herab kund gab.

Der Befehl des Kaisers, daß das Conzil in Chalcedon unter dem Vorsitz des Theophilus zu halten sei, hatte jene vierzig Bischöfe tief gekränkt, da Chrysostomus ihr Patriarch war. Die Wunde, welche in ihm der Kirche Gottes geschlagen werden sollte, empfanden sie mit heißem Schmerz, und fest entschlossen waren sie, den Kampf und die Gefahr

mit ihm zu bestehen. Das Unrecht, das ihm widerfuhr, drückte sie mehr als ihn. Er blieb in dem unzerstörbaren Frieden der vollkommensten Willensvereinigung mit dem Willen Gottes.

Eine Dame war ihm gemeldet worden, welche dringend wünsche, ihn zu sprechen. Obschon die Arbeiten sich drängten, konnte er sich nicht entschließen sie abzuweisen. So wie sie eintrat, kniete sie an der Thür nieder, schlug ihren Schleier zurück, hob die Hände zu ihm auf und sagte:

„Ich bin die Tochter des unglücklichen arianischen Feldherrn Gaïnas und bitte Deine Heiligkeit, mich unter die Catechumenen aufzunehmen — und dann bitte ich Dich um Vergebung, denn ich habe früher manche grollende Aeußerung über Dich gemacht, zu welcher mich nichts Anderes veranlaßte, als meine eigene Verkehrtheit."

„Gott segne Deinen Entschluß," sagte der Patriarch freudig. „Du kehrst in einem stürmischen Augenblick zur heiligen Arche zurück; — daher freut Dein Schritt mich doppelt, denn er zeugt für einen festen Glauben. Eine zweifelnde Seele würde jetzt kaum ihn wagen."

„Ich zweifle nicht mehr," sagte Gunild ruhig.

„Welch gebenedeites Werkzeug in Gottes Hand hat Dir diese Gnade vermittelt? . . . war es die gottselige Olympia? war es der fromme Amantius?

Beide haben mir ihre Hoffnungen und Wünsche für Dich anvertraut."

„Heiliger Vater!" sagte Gunild mit tiefem Ernst, „ich habe ein starres Herz, das von Frühlingslüften nicht erschüttert wird. Nicht den himmlischen Seelen war es gegeben mich zu gewinnen, sondern einem Menschen, der auf dem Punkt des Abfalls von der katholischen Kirche war, um seinen Leidenschaften nachzugehen — und dieser Mensch war ein katholischer Geistlicher."

Chrysostomus warf einen prüfenden Blick auf Gunild und entgegnete:

„Eine solche Erfahrung pflegt von der Kirche zurückzustoßen."

„Ja! . . . . die Kleingläubigen!" sagte sie gelassen.

Eine namenlose Freude verklärte sein Antlitz, während Gunild fortfuhr:

„Dieser Unselige berief sich zur Rechtfertigung seines Abfalls auf den Arius. Er fand es unbillig, daß ich an ihm eine Handlungsweise verabscheue, die ich an dem Priester von Alexandrien genug bewundere, um in dessen Secte zu verbleiben. Das traf mich mitten in's Herz hinein. Ein Blitz der Gnade riß mir die Binde von meinem geistigen Auge hinweg, so daß ich den Unterschied zwischen Secten und der Kirche Gottes deutlich er-

kannte; jene entspringen aus menschlichem Wahn; diese ist geboren aus der einen, ewig unwandelbaren und folglich göttlichen Wahrheit. Und weil sie das ist: so kann sie auch, unberührt in ihrem Wesen ertragen, wenn Länder und Völker, ja.... wenn ihre eigenen Priester, von böser Leidenschaft verblendet, von Selbstliebe hingerissen, von Hochmuth bethört, sie verlassen — vorgeblich, um Besseres zu finden oder gar zu stiften. Ein morscher Ast, ein wurmstichiges Blatt fällt mit ihnen vom ewig grünenden Baum der Kirche ab. In seinem Schatten will ich meine Ruhe finden, mein Zelt aufschlagen für die Ewigkeit."

„Mit dieser Gesinnung bist Du gleichsam geschaffen für unsere Tage, in denen mannigfache Verwirrung und geistliche Trübsale herrschen, welche dem Kleinmuth zum Aergerniß oder zur Verzagtheit gereichen," antwortete Chrysostomus. „Wer auf das menschliche Element in der Kirche sein Vertrauen setzt, stützt sich auf ein zersplitterndes Rohr. Du stützest Dich auf das göttliche, — auf die Verheißung des Herrn, die nimmer trügt und nimmer in Splitter geht! ó meine Tochter, Du fährst wohl."

„Ja," sagte Gunild bewegt, „ich fahre wohl, aber mich jammert unsäglich mein armes, mein edles gothisches Volk, das so schmählich um den wah-

ren Glauben durch den Bischof Ulfilas gebracht wurde."

„Weißt Du auch das?" fragte er lächelnd.

„Deine Heiligkeit wähne nicht, daß ich nur vom Sturm der Gefühle in den Hafen der Kirche mich treiben lasse!" rief Gunild. „Ich habe die letzte Zeit gut benutzt, um mich, so viel ich konnte, über Manches aufzuklären — und da hat mir der vortreffliche Amantius sehr geholfen. Ich weiß jetzt, daß katholische Glaubensboten meinem Volk die Lehre des Heils brachten, daß die Gothen ursprünglich katholisch waren und daß sie erst dann arianisch wurden, als der Bischof Ulfilas um der Fleischtöpfe Egyptens willen den Glauben verrieth. Bis dahin hatten wir Bekenner und Martyrer, und ein Bischof der Gothen unterschrieb das Glaubensbekenntniß zu Nicäa, das ein Anathema der arianischen Lehre aussprach. Dies weiß ich jetzt und preise Gottes Gnade. Fünfzig Jahre später wurden die Gothen in Mösien von den Hunnen so gedrängt, daß sie im Norden der Donau den Boden unter den Füßen verloren. Sie schickten den Bischof Ulfilas an Kaiser Valens mit der Bitte, die Donau überschreiten und in deren südlichem Uferlande, Thessalien, Niederlassungen gründen zu dürfen. Der Kaiser erlaubte es unter der Bedingung, daß sich die Gothen zum Arianismus bekehrten,

den er das wahre Christenthum nannte. Ulfilas ging die Bedingung ein und wirkte mit brennendem Eifer für ihre Erfüllung. Er stand in hohem Ansehen bei den Gothen; er hat die Buchstaben für unsre Sprache erfunden und übersetzte die heiligen Schriften ins Gothische. Man verehrte ihn als einen sehr gelehrten und klugen Mann, der ohne Zweifel sicher sein werde, daß der Arianismus dem Glaubensbekenntniß von Nicäa vorzuziehen sei.... und nach und nach wurde das ganze gothische Volk, Christen und Götzendiener, arianisch. Und so weiß ich denn, daß auch da wieder ein Apostat steht, den seine Anhänger für einen großen Mann halten, als ob die Uebersetzung der heiligen Schriften den Verlust des heiligen Glaubens aufwiegen könnte, während jene doch gar kein Gewicht haben, wenn sie nicht nach Maßstab und Richtschnur der katholischen Kirche ausgelegt werden. Das Alles weiß ich .... aber diese allein richtige Auslegung hoffe ich im Unterricht der Catechumenen zu erhalten, und ich bitte Deine Heiligkeit auf den Knien, mich bei ihnen einschreiben zu lassen."

„Dies ist ein Wunsch, der immer von Neuem die zärtliche Mutter, die Kirche, mit Wonne erfüllt," sagte Chrysostomus. „Und wenn Tausende und Zehntausende ihr zuströmen, so ist jeder Einzelne ihr so willkommen, als ob er der Einzige

wäre. Du kennst Olympia," setzte er hinzu, „wende Dich an sie; ihr ist das übertragen, als Diaconissin, was den Unterricht der weiblichen Catechumenen betrifft. Der heilige Geist erleuchte Dich und führe Dich in alle Wahrheit ein. Und bete für die Kirche, o Tochter, und für uns Priester, ihre unwürdigen Diener, damit wir das Läuterungsfeuer der Trübsal zu ihrer Verherrlichung und zu unserm Heil bestehen."

Schwimmend in Freudenthränen sank sie ihm zu Füßen. Er segnete sie mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes und entließ sie. Gunild begab sich zu Olympia, die sie seit jenem verhängnißvollen Abend der Entführung nicht sah.

Olympia vergaß bei Gunilds Erzählung einen Augenblick die bangen Besorgnisse, die sie mit allen Gläubigen um das Schicksal des Patriarchen hegte.

„O so wollen wir freudig uns bekränzen, wie zu heiligen Festen," rief sie, Gunild umarmend, „daß Deine Seele vom Untergang sich rettet, der jetzt so Manche bedroht."

„Dies ist meine Zeit!" sagte Gunild. „Die Gegensätze müssen scharf sich scheiden, damit ich klar sehen könne. Menschliche Schwäche ist überall zu finden; Gebrechlichkeit ist die Signatur des Staubgebornen, bei Arianern, bei Katholiken, bei andern

Secten, die ich nicht kenne. Aber Martyrer und Heilige sind nur in der katholischen Kirche; und weil sie es sind, werden sie angefeindet von der Bosheit und der Lüge, welche die himmlische Lehre und das himmlische Beispiel hassen und zu vernichten suchen. Dadurch ist die Kirche ein ewiger Calvarienberg. In seiner Nähe aber liegt die Grotte der Auferstehung."

„Nur nicht immer hienieden!" sagte Olympia; „da sind Beide oft weit getrennt."

„Genug, daß wir im Glauben die ewige Auferstehung der Kirche auch im Hienieden sehen!" rief Gunild. „Ueber die Paar Tage oder Jahre unsers Lebens müssen wir dabei freilich hinwegschauen. Aber was ist denn auch das .... unser Leben! das kurze, das arme, das geringe!" .... —

„Nicht so ganz gering doch!" sagte Olympia lächelnd, „es ist ein wunderbares Gut .... das Leben: in der Zeit geboren, durch ihre Qualen und Kämpfe und Drangsale mühsam sich ringend .... erschöpft es sich nicht in den Wonnen der Ewigkeit." — —

Die Kaiserin nahm ziemlich kühl Gunilds Eröffnung auf, die sie zu anderer Zeit frohlockend begrüßt hätte. In diesem launenhaften Character hing Alles von augenblicklicher Stimmung ab, und ein Ereigniß, das sie seit Jahren ersehnt hatte,

ging unter in der fiebernden Spannung, womit sie nach Chalcedon herüberblickte.

Theophilus hatte sich dort in einem Pallast niedergelassen, den einst Rufinus nebst einer Kirche und einem Mönchskloster in der Vorstadt zur Eiche äußerst prächtig und in sehr schöner Lage erbaut hatte. Dahin berief er die Bischöfe seiner Partei. Da waren sie ganz sicher vor einer gefürchteten Aufregung des gläubigen Volkes in der Kaiserstadt, denn der Bosporus lag dazwischen; — und sicher auch jeder Art von Unterstützung, da der Bischof von Chalcedon zu den eifrigsten Gegnern des Chrysostomus gehörte.

In dieser Gesellschaft von Männern, die größtentheils die Anklage gegen Chrysostomus verfaßt hatten, also Kläger, Partei und Richter zugleich waren — und zu denen sich feige und unwürdige Mitglieder des Clerus von Constantinopel als Zeugen wider ihren Patriarchen gesellten, ließ Theophilus die Anklagepunkte vorlesen, die er mit Eugraphia berathen und mit Severian und andern Bischöfen weitläufig dargestellt hatte. Auf den Hochverrath wurde ein besonderer Nachdruck gelegt. Dies verbreitete sich bald, nicht nur in Chalcedon, sondern auch in Constantinopel. Es hieß, Chrysostomus verdiene enthauptet zu werden. Die Kunde drang auch in den Patriarchalpallast und erfüllte die

dort versammelten Bischöfe mit Zorn über die Ungerechtigkeit, mit Kummer über die Möglichkeit eines solchen Attentates. Alle waren um ihn geschaart, voll Theilnahme und Liebe, und er tröstete sie voll heiterer Ruhe, indem er sagte, nicht mit ihm habe die katholische Wahrheit angefangen und nicht mit ihm werde sie untergehen. Keines Frevels fühle er sich schuldig, der mit Entsetzung oder Tod gestraft zu werden verdiene. „Uebrigens aber" — setzte er mit den Worten des großen Apostels hinzu — „ist Christus mein Leben und sterben mein Gewinn." Manche baten auch um seinen Rath für den Fall, daß ein Gegen-Patriarch eingesetzt würde. Er rieth ihnen, bis an die äußerste Grenze der Nachgiebigkeit zu gehen, um ein Schisma zu vermeiden und bei ihren Kirchen zu verbleiben, damit nicht auch ihren Heerden statt guter Hirten — Miethlinge vorgesetzt würden.

Ein junger Cleriker unterbrach die ernsten und doch so traulichen Gespräche, und meldete zwei egyptische Bischöfe, welche eine Botschaft der Versammlung zu Chalcedon an Chrysostomus auszurichten hätten. Er empfing sie im großen Saal seines Pallastes, umringt von den vierzig Bischöfen, welche der Kaiser berufen hatte, um die Anklage gegen Theophilus zu prüfen. Doch das machte keinen Eindruck auf die Sendlinge; sie wußten, auf wes-

sen Arm sie sich stützen durften und ließen eine Vorladung vorlesen, die Chrysostomus und seinen Diacon Serapion vor das Concil an der Eiche berief. Der laute Unwille der Versammlung verstummte nur, als Chrysostomus ruhig erwiederte:

„Ich weiß nicht, daß Jemand Grund hat, mich anzuklagen. Ist es aber Gottes Wille, daß ich die Grundsätze, die mein Leben und meine Handlungen regeln, von erleuchteten Männern der Kirche prüfen lasse, so bin ich bereit, mich vor den Bischöfen an der Eiche, ja vor einem Concilium von Bischöfen der ganzen Welt zu stellen; aber unter der Bedingung, daß meine erklärten Feinde davon ausgeschlossen werden, denn meine Ankläger dürfen nicht meine Richter sein. Ich nenne zuerst Theophilus und Severian. Ihre Feindseligkeit gegen mich ist so allbekannt, daß auf den Theatern davon gesungen wird. Schließt sie aus als Richter — und ich bin bereit. Doch nur dann. Eine andere Antwort erwartet nie von mir."

Wiederum erschien ein Cleriker und meldete bestürzt einen kaiserlichen Geheimschreiber. Dieser überbrachte an Chrysostomus den Befehl des Augustus, sich vor seinen Richtern an der Eiche zu stellen. Der Patriarch gab dem Geheimschreiber die nämliche Antwort, die er den zwei Abgeordneten gegeben hatte, und während der Eine in den Con-

stantinischen Pallast und die Andern nach Chalcedon zurückkehrten, begab er sich in die Sophienkirche.

Massenhaft waren dort die Gläubigen versammelt und beteten für ihren Patriarchen, für sein Leben, für sein Verbleiben auf seinem Sitz, für Ausgleichung des traurigen Zwiespaltes. Als er auf der Kanzel erschien, brach ein trostloses Weinen aus. Man hob flehend die Hände auf und breitete die Arme aus, wie um ihn festzuhalten, denn man glaubte, er wolle Abschied nehmen. Er aber wollte nur die Aufregung beschwichtigen und in Ergebung umstimmen.

„Die Wogen gehen hoch und die Brandung tobt," sagte er, „wir aber fürchten den Untergang nicht, denn wir stehen auf einem Felsen. Wüthe das Meer; — der Felsen bleibt unbewegt! Steige die Flut; — das Schifflein Jesu Christi zerschellt nicht! Was sollen wir fürchten? Etwa Verbannung? Aber die Erde ist des Herrn mit Allem was in ihr ist. Oder Armuth? Aber wir haben nichts in die Welt gebracht und offenbar ist auch, daß wir nichts heraus bringen können. Oder etwa den Tod? . . . . O meine Lieben, Christus ist mein Leben und sterben mein Gewinn. Möge die Flut, möge die Tiefe, möge der Zorn der Welt mir drohen, — das ist mir Alles nich-

tiger, als Spinnengewebe. Ich sage: Herr, dein Wille geschehe. Das ist mein Felsen und mein Anker. Will Gott, daß ich hier sei, so sag' ich ihm Dank. Will er an einem andern Ort mich haben, so dank' ich ihm dort." — —

Während er so sprach, schien Alles beruhigt zu sein. Man sah ihn, man hörte ihn, man war getröstet durch den Klang seiner Stimme, den Blick seines Auges; man ruhte an ihm, wie Kinder an dem Vater. Er hätte Tag und Nacht fortreden können und niemand hätte die Kirche verlassen. Ja, man wünschte, daß er es thun möge, denn innerhalb der heiligen Mauern war er ihnen sicher.

Als er die Kanzel verlassen wollte, erhub sich laute Wehklage. Er versprach, am folgenden Tage wieder zu ihnen reden zu wollen. Da ließ man ihn gehen. Aber die Sophienkirche wurde in jener Nacht nicht leer von Betenden.

Die erste Liebe.

Gunildens Bekehrung war das allgemeine Gespräch am Hof und in der Stadt. Der wahre Glaube war in Aller Augen, sogar für die, deren Werke ihm widersprachen, ein unschätzbares Kleinod. Man mußte rettungslos dem Laster verfallen sein, um ihn nicht als solches aufzufassen. Dann freilich war man so gleichgültig gegen ihn, wie gegen den Polytheismus, den Arianismus und überhaupt gegen alle und jede Religionsform. Aber zu dieser tiefsten Stufe geistiger Entartung sanken die Wenigsten herab. Sogar Eugraphia begrüßte dies Ereigniß freudig, wie es einer guten Katholikin, für die sie sich hielt, geziemte; denn sie hing ja fest an den Glaubenslehren und vergaß nur die Pflichten mit ihnen in Einklang zu bringen.

Anders Eugenius. Seine von der Lust der Welt abgemattete Seele, die immer unter dem

Sturm der wechselnden Leidenschaften sich gebeugt hatte, konnte nicht mehr, nicht einmal mit den Gedanken, viel weniger mit dem Willen, den wahren Glauben als das höchste Gnadengut erfassen. Er sah in Gunildens Entschluß nur eine unausfüllbare Kluft zwischen ihm und ihr. Daß sie gerade in diesem Augenblick den Arianismns verließ, bewies ihm deutlich, daß die Hoffnung gescheitert sei, die er an ihn knüpfte. Nie hatte er andre Leidenschaften gekannt, als solche, die in niedrigen Sphären zu befriedigen waren. Als ob das Etwas, das sich im Menschen gegen die eigene Erniedrigung sträubt, sich hätte rächen wollen, verfiel er einer Leidenschaft, die nur ein in der Gnade erstarkter Wille hätte überwinden können. Für Eugenius war sie nicht nur unbefriedigbar, sondern auch unüberwindlich. Wie es sich erwarten ließ, trieb sie ihn an zum Haß gegen alles, war ihr im Wege war. Das war hauptsächlich die katholische Kirche. Chrysostomus war deren Repräsentant, und ohne den mindesten Grund dafür zu haben, nahm Eugenius an, daß Chrysostomus der Urheber von Gunilds Bekehrung sei. Da niemand den wahren Sachverhalt kannte, den Gunild nur dem Patriarchen und Olympia anvertraut hatte: so konnte auch niemand Eugenius eines andern belehren. Das versetzte ihn in die geeignetste Stimmung, um gegen den Patriar-

chen zu arbeiten. Der Erzpriester von Constantinopel, Arsacius, war ein Bruder des Nectarius, und folglich Eugraphia's Vetter und Oheim des Eugenius. Er war ein hochbetagter, schwacher Greis, ganz beherrscht von Eugraphia und daher ganz der Partei des Theophilus zugethan. Eugenius schloß sich eng ihm an, begleitete ihn in die Versammlung an der Eiche und unterstützte seine Anklage des Chrysostomus, die auf gewaltthätige und eigenmächtige Reform des Clerus lautete. Während der Verhandlungen fuhr er beständig zwischen Chalcedon und Constantinopel hin und her, um Eugraphia von dem Stand der Dinge zu unterrichten — und durch sie die Kaiserin. Eugraphia aber benutzte diese Veranlassung, um Eugenius selbst vor der Kaiserin erscheinen und ihr seine Mittheilungen machen zu lassen. Nie hätte Eudoxia dem Eugenius sonst diese Gunst gestattet; — aber in dem zuverlässigen Sendboten übersah sie den pflichtvergessenen Priester. Er sah in dieser unerwarteten glücklichen Wendung nur die beseligende Möglichkeit Gunild zu begegnen, obschon ihm Eugraphia wiederholte, daß die Kaiserin durchaus seine ganze Vergangenheit begraben wissen — und nur unter dieser Bedingung sie vergessen wolle.

Gunild war bei der Kaiserin. Eugenius wurde gemeldet und trat ein. Gleichsam mit dem Instinkt

der Treue in ihrer muthigen Seele, als müsse sie die Augusta vor einer großen Gefahr schützen, sprang Gunild von ihrem Sitz zu Eudoxia's Füßen auf, und stellte sich zwischen dieselbe und Eugenius. Aber die Kaiserin sagte mit kühlem Lächeln:

„Du darfst Dich entfernen; ich will allein sein."

Gunild gehorchte. Ihr war zu Sinn, als stoße ihr Eudoxia einen Dolch in's Herz. Sie hatte sich noch immer darüber zu täuschen gesucht, daß alle Ränke und Machinationen gegen Chrysostomus in der Feindseligkeit der Kaiserin ihren günstigen Boden gefunden und auf ihm fußend ihre Macht und Ausbreitung gewonnen hatten. War es aber mit der Kaiserin dahin gekommen, daß sie Eugenius zu Gnaden aufnahm, mit Eugenius die Maßregeln besprach, welche die Versammlung an der Eiche gegen den Patriarchen ergriff: so mußte sich Gunild gestehen, daß Eudoxia, wenn nicht die Spitze, so doch die Grundlage des Complottes bilde. Gunild liebte die Kaiserin, die ihr, nach wie vor dem Verrath des Gaïnas, eine großmüthige Freundin, ein mütterlicher Schutz gewesen war; — sie schuldete ihr die größte Dankbarkeit für die Nachsicht und Geduld, die Eudoxia stets gegen ihr schroffes, zuweilen störriges Wesen geübt hatte. Sie bewunderte die natürlichen Gaben und Anlagen der Kaiserin und hoffte von späteren Tagen, deren schö-

nere Entwickelung. All' ihre Mißgriffe, falschen Schritte und fehlerhaften Handlungen schrieb Gunild bisher einerseits der verkehrten Stellung der Kaiserin dem Kaiser gegenüber — andrerseits dem schlimmen Einfluß einer von tausend Leidenschaften bewegten Umgebung zu. War aber Eudoxia bereits auf den Punkt gekommen, daß sie sich mit einem Eugenius gegen Chrysostomus, mit dem Niedrigsten gegen das Edelste, thatsächlich und überlegt verband; so war keine Illusion mehr möglich: die kaiserliche Macht, welche das erhabene Amt erhalten hat, die Kirche Gottes zu beschützen, legte Hand an, um sie aufs Tiefste zu beschädigen. Wohin mußte das führen! wie sollte das enden! welch Unheil wurde frevelhaft hervorgerufen! — —

Nachdem die Kaiserin von Eugenius die ablehnende Antwort des Chrysostomus auf die Vorladung an der Eiche zu erscheinen, vernommen und das Weitere mit ihm besprochen hatte, entließ sie ihn huldvoll, und freudetrunken, weil er endlich Gunild wenigstens gesehen, eilte er nach Chalcedon zurück. Wie sein Nachen auf den weichen Wellen des Bosporus, wiegten sich neuerwachte Hoffnungen auf der Huld der Kaiserin, die er im vollen Maß zu verdienen sich vornahm. War sie ihm günstig, so war Gunild doch noch vielleicht zu erringen — und dieser Preis jeder Mühe werth.

Die Kaiserin ließ Gunild zurückrufen und sagte mit einem Anflug von Verlegenheit:

„Es thut mir leid, daß Du den Eugenius hier angetroffen hast.“

„Mir auch .... aber nicht meinetwegen,“ entgegnete Gunild und kniete vor Eudoxia nieder.

Diese erhob sich ein wenig von ihrem Ruhebett, sah Gunild scharf an und sagte:

„Noch nicht getauft und schon, was die Keckheit der Zunge betrifft, eine Jüngerin des Chrysostomus?“

„Dem Verlangen nach bin ich getauft .... und daher bin ich vor Allem ein Kind der Kirche,“ entgegnete Gunild.

„Als Kind der Kirche solltest Du vor Allem demüthig werden,“ versetzte Eudoxia.

„Wohl hast Du Recht! aber ich flehe Dich an zu glauben, daß kein frecher Uebermuth, sondern tiefe Seelenangst mir jenes Wort entlockte.“

„Du bist immer etwas übertrieben in Deiner Anschauungsweise,“ sagte die Kaiserin im sanfteren Ton. „Das Kind der Kirche verhält sich ruhig bei einem äußern Wechsel in deren Regiment.“

„Gewiß! ... sobald die göttliche Vorsehung ihn anordnet.“

„Oder ihn zuläßt,“ ergänzte die Kaiserin.

„Die Augusta weiß, welch ein ungeheurer Unter=

schied das ist! die göttliche Vorsehung läßt zu, daß Unkraut zwischen dem Waizen wachse; allein sie verlangt nicht von uns, daß wir das Unkraut so hoch schätzen als den Waizen und noch weniger, daß wir ihn ausraufen, damit jenes besser gedeihe. Mir scheint, man bemühe sich jetzt, in der Kirche das Unkraut hoch aufsprießen zu lassen — und das kann ihre Kinder nur mit unaussprechlichem Kummer erfüllen."

„In der Ewigkeit wird der Herr Unkraut und Waizen sichten und richten," sagte die Kaiserin. „In der Zeit müssen wir nach unserm Gewissen handeln, um zwischen ihnen zu wählen."

„Mächtige Augusta!" rief Gunild, „wenn der Patriarch Chrysostomus und der Priester Eugenius in zwei feindlichen Heerlagern sich befinden, kann das Gewissen dann zweifelhaft sein, zu wem es sich halten solle?"

„Du bist nicht consequent, Gunild!" sagte die Kaiserin spöttisch; — „Du bist zu der Kirche übergegangen, zu welcher sich Eugenius bekennt."

„Ja! trotzdem — nicht weil er ihr angehört! Ich denke, wo solches Unkraut die heilige Lehre und das Leben der Heiligen seit vierhundert Jahren nicht ersticken konnte — da muß die wahre Kirche sein. Daher wird mich jetzt ein ganzes Heer von Leuten wie Eugenius, nicht vom Eintritt in die Kirche

zurückhalten — denn sie befinden sich in ihr ja nur als Unkraut."

„Sieh, Du wahre Jüngerin eines zelotischen Meisters, wie Du gleich ihm die schroffe Verdammung im Munde führst!" rief Eudoxia zürnend.

„Doch nicht!" erwiederte Gunild gelassen, „ich weiß, daß dies Gleichniß, so wie ich es anwendete, unvollkommen ist. Der Mensch ist keine willenlose Pflanze: er kann sich bekehren und Millionen haben sich bekehrt; — warum also auch nicht Eugenius? . . . . Aber dann weiß ich auch, daß mein Meister kein Zelot, wohl aber der liebende Jünger jenes göttlichen Meisters ist, der aus Liebe zu uns armen Sündern sterben wollte, und der die Bösen dennoch mit der ewigen Verdammung bedroht."

„Es freut mich, Gunild, daß Du die christliche Lehre in Deinem ernsten Gemüth aufgenommen hast. Hüte Dich aber, den äußern Ereignissen in der Kirche zu viel Gewicht beizulegen; sie berühren ihr inneres Wesen nicht," sagte Eudoxia.

„Herrin, ich wage nicht, Dir zu widersprechen . . . . allein der göttliche Meister thut es, denn er sagt, daß nur der gute Hirt seine Heerde gegen Wölfe vertheidigt, während der Miethling flieht. Es gibt also äußere Ereignisse, gegen die man sich zur Wehr setzen muß, weil man nicht weiß, ob nicht ihr Einfluß auch das innere Wesen der Kirche beschädigt.

Stelle Dir den Eugenius, der für ein arianisches Mädchen Arianer werden wollte, auf einem Bischofssitz vor. Würde er im Stande sein, das Evangelium, das er selbst schnöde verrathen wollte, siegreich gegen Secten, gegen Heiden und Juden, gegen Eingriffe der kaiserlichen Macht zu vertheidigen? Gewiß nicht. Einem so unseligen Ereigniß müßte man also das größte Gewicht beilegen und es zu verhindern suchen, besonders dann .... o fromme und mächtige Augusta, wenn der Patriarchenstuhl zu Constantinopel von einem ähnlichen bedroht wäre."

Sie hob flehend die Hände zu Eudoxia auf, die mit einem Gemisch von Zorn und Mitleid auf sie herab sah und nach einer Pause sagte:

„Du meinst es ehrlich, deshalb verzeihe ich Deiner Keckheit, welche der Kaiserin des oströmischen Reichs ungefragt gute Rathschläge zu geben sich erdreistet. Sei überzeugt, daß es ihr daran nicht fehlt. Und was die Besetzung des Patriarchenstuhles von Constantinopel betrifft, so werden darüber die ehrwürdigen Bischöfe in dem Concil an der Eiche entscheiden. Da sich die Augusta in diesem Punkt weder zu urtheilen noch zu handeln erlaubt, so wirst Du hoffentlich, was das Urtheil betrifft, ihrem Beispiel folgen."

„O, daß Du handeltest, herrliche Kaiserin!"

rief Gunild flehend: so handeltest, wie es sich für Deine große Seele, Deinen überlegenen Geist ziemt."

„Gunild schmeichelt um mich zu bestechen!" warf Eudoxia ein."

„Nein, Herrin! sie erinnert Dich an die Gaben, die Gott Dir verlieh, damit Du durch sie sein Reich ausbreitest und seinen Namen verherrlichst. Du kannst es, wenn Du ihnen, und mit ihnen — Gott treu sein und von menschlichen Einflüssen Dich frei machen willst" . . . —

„Um Deinen Inspirationen zu folgen, nicht wahr?" sagte Eudoxia schneidend.

„Ich wäre die Letzte, um so etwas zu denken," entgegnete Gunild ruhig.

„Du bist jetzt im vollen Erstlingseifer der Bekehrung, glühest nach dem Empfang der Taufe, jammerst, daß Du bis zur heiligen Nacht der Auferstehung des Herrn Deine Ungeduld beherrschen mußt. In diesem Zustand der Sehnsucht und Erwartung der höchsten Gnade ist eine geistige Aufregung recht natürlich, und ebenso natürlich die Neigung, die Kirche im Rosenlicht der Vollkommenheit zu sehen. Es sind die Tage der ersten Liebe, der bräutlichen Liebe; . . . da wird Alles nach deren Maßstab beurtheilt und das verworfen, was ihm nicht entspricht. Später kommen auch andere Tage. Da begehrt die Vernunft ihr Recht. Da

legt die Weltklugheit Protest ein gegen dieses und jenes. Auch für Dich wird diese Zeit kommen, und dann wirst Du mich besser verstehen, als jetzt. Wie sehr ich Dir zugethan bin, erkenne daraus, daß ich Dich unter den Personen meiner nächsten Umgebung behalte, trotz Deiner Verwegenheit, und sie auf Rechnung Deines kühnen Gothenherzens bringe."

Sie entließ Gunild, weil andere Geschäfte sie in Anspruch nahmen, und Gunild seufzte in ihrem Herzen: O Herr! laß mich nie abweichen von meiner ersten Liebe.

Die Verurtheilung.

Theophilus wollte durchaus Chrysostomus in seine Gewalt bekommen; das würde die Entsetzung zur vollendeten Thatsache gemacht haben, und vor einer solchen beugte sich damals wie jetzt der Sclavensinn, d. h. der Sinn, dem Gewalt statt Recht gilt. Theophilus sandte eine zweite Vorladung an Chrysostomus, doch nicht durch Bischöfe, sondern um ihn empfindlicher zu kränken, durch Eugenius und Florus. Beide hatten sich dazu gedrängt, diese Botschaft zu überbringen und Arsacius befürwortete ihr Verlangen um Chrysostomus zu demüthigen. Und so erschienen denn wirklich die beiden unseligen Priester als Sendboten seiner Feinde vor ihm. Chrysostomus sagte ruhig, er habe schon gestern seine Antwort gegeben. Da er es aber unschicklich fand, durch solche Boten in eine Berührung mit der Versammlung an der Eiche zu treten,

hingegen dieser bis zuletzt seine demüthige und versöhnliche Gesinnung aussprechen wollte, so bat er zwei ehrwürdige Bischöfe des Concils, sich nach Chalcedon zu begeben und dort die Bedingungen zu wiederholen, unter denen er daselbst erscheinen wolle. Florus und Eugenius ergrimmten nur noch mehr über die ruhige Würde, womit der Patriarch über ihre Persönlichkeit hinweg sah. Während Florus sich zu Eugraphia begab, eilte Eugenius zu Theophilus zurück und berichtete, der hochmüthige Starrsinn des Chrysostomus sei nicht zu beugen: er weigere sich zu erscheinen. Als bald nachher die beiden Bischöfe zur Vermittelung anlangten, gab Theophilus ihnen kein Gehör. Außer sich vor Zorn über die Vereitelung seiner Absicht, ließ er sie in die Bande schlagen, die für Chrysostomus bestimmt waren. Arsacius, Severian und andere bittere Feinde desselben, drangen nun darauf, ihm das Urtheil zu sprechen, und zu gleicher Zeit brachte ein Schnellruderer einen kaiserlichen Laufer über den Bosporus, der den Befehl einschärfte, den Schluß der Angelegenheit zu beschleunigen, damit die Aufregung im Volke nicht steige.

Wegen seiner Weigerung, sich vor das Gericht seiner offenbaren Feinde zu stellen, beschuldigten die Männer an der Eiche den Chrysostomus des Ungehorsams gegen seine kirchlichen Vorgesetzten und

erklärten ihn unwürdig, den Patriarchenstuhl einzunehmen. Der früheren Anklagepunkte wurde nicht mehr gedacht; sie waren jetzt überflüssig. In dem Schreiben an den Kaiser aber, welches ihm die Entsetzung des Chrysostomus anzeigte, kam man auf den Hochverrath zurück und bat um das Todesurtheil dieses großen Frevlers, welches zu sprechen nicht das Amt der Bischöfe sei. An den Clerus von Constantinopel und an die fremden, anwesenden Bischöfe ergingen Schreiben mit der Kunde des gefällten Urtheils.

Chrysostomus hatte den Tag damit zugebracht, die Gläubigen zu trösten, zu beruhigen. Bald stand er auf der Kanzel in der Sophienkirche, von Tausenden umringt, und sprach von der Verachtung der Welt und ihrer vergänglichen Freuden und Trübsale — und von den Wonnen des ewigen Lebens nach einem treuen Kampf. Bald war er in der Sacristei, um einzelnen Personen gute Rathschläge und Ermahnungen zu geben, die sie vielleicht zum letzten Mal von ihm vernahmen. Dann ging er in seinen Pallast zurück, weil eine ganze Welt von Armen, von Hülflosen, von Bedrängten nach ihm schrie. Und dann in die Spitäler, weil die Einen nicht genesen und die Andern nicht sterben wollten, ohne seinen Segen noch Einmal empfangen zu haben. Allen sprach er fromme Ergebung zu, indem

er ihren Blick von der Unruhe der Zeit auf den ewigen Frieden hinwies.

Die Aufregung im Kaiserpallast war in anderer Weise ungeheuer groß. Eugraphia hatte die Kaiserin veranlaßt, den Laufer nach Chalcedon mit dem Befehl der Beschleunigung zu senden. Arsacius hielt den Laufer zurück, bis das Urtheil gefällt war, und theilte es dann in zwei Zeilen an Eugraphia — und diese der Kaiserin mit. Eudoxia war also früher davon unterrichtet, als Arcadius. Jetzt, da sie die Entscheidung in ihrer Hand hatte — denn was sie ihm anrieth, that er! — jetzt entsetzte sie sich.

„Todesstrafe? .... Nein, nimmermehr!“ rief sie.

„Es wäre vielleicht am weisesten,“ sagte Eugraphia, „denn ein Zwiespalt wie der gegenwärtige, schließt sich am leichtesten über einem Grabe. Aber das Gefühl widerstrebt der Klugheit.“

„Verbannung in eine Klosterzelle von Antiochien macht ihn unschädlich ohne ihn elend zu machen, und erwirbt Dir, herrliche Augusta, den nicht zu verschmähenden Ruf großer Milde,“ sagte Marsa, die sich auch bei der Kaiserin eingefunden hatte.

„Diese Milde wäre aber eine Beleidigung für das Concil an der Eiche!“ rief Eugraphia. „Die Strenge, die Chrysostomus gegen Andere geübt hat, fühle er selbst! Verbannung — ja! doch nicht in seine erste und zweite Heimath: Antiochien und

Klosterzelle — sondern in die fernste Oase Lybiens."

„Es ist eine fürchterliche Aufgabe hier das Richtige zu treffen! . . . . Man muß auch Andere hören!" sagte Eudoxia in großer Beängstigung.

„Das wird die Sache nicht klarer machen!" rief Marsa unwillig.

„Und den Entschluß erschweren," setzte Eugraphia hinzu.

Aber die Kaiserin klatschte in die Hände und sagte zu dem eintretenden Hoffräulein:

„Geh, Aglaë und führe mir Gunild her."

„Sie ist seit heute früh bei der Diaconissin Olympia, herrliche Augusta. Befiehlst Du, daß ich sie von dort abrufe?"

„Nein . . . das währt zu lange," sagte die Kaiserin ganz abgemattet. „So will ich denn den Oberkämmerer sprechen."

Aglaë entfernte sich und Marsa sagte:

„Bei der bekannten Gesinnung des Oberkämmerers dürfte sich die Augusta, wie mir scheint, dies aufregende Gespräch ersparen."

Eugraphia schwieg und dachte bei sich selbst: Der Widerspruch des Oberkämmerers wird eine bessere Wirkung haben, als unser Zuspruch. Ich kenne sie!

Amantius erschien leichenblaß und tiefbewegt.

„Ha! . . . Du weißt schon Alles!“ rief Eudoxia.

„Nur das, was die ganze Stadt weiß,“ sagte er.

„Und das wäre?“ fragte sie mühsam.

„Daß das Schwert des Henkers über dem geweihten, heiligen Haupt des Patriarchen schwebt.“

„Nein! so weit ist es nicht gekommen!“ rief sie.

„Noch nicht! aber seine Feinde streben dahin .... und die allgemeine Stimme nennt sie mächtig.“

„Die Kaiserin ist mächtiger,“ sagte sie stolz.

„O daß sie sich in ihrer vollen Macht zeige! nie hätte sie eine edlere Sache beschützt,“ sagte er.

„Dieser Meinung sind freilich nicht Alle,“ entgegnete Eudoxia abgekühlt.

Mit tiefer Ehrfurcht in Haltung und Ton sagte er:

„Die Augusta hat Recht: es sind nur die, welche sowohl den Patriarchen als seine Gegner genau kennen.“

Marsa und Eugraphia hatten sich in einige Entfernung von der Kaiserin zurückgezogen. Marsa zitterte vor Zorn und war immer auf dem Punkt, gegen Amantius loszubrechen. Doch Eugraphia flüsterte ihr in's Ohr:

„Schweige! er wird schon selbst die „edelste Sache“ verderben.“

„Deine Anhänglichkeit an Chrysostomus ist mir bekannt, Amantius, und ich nehme Dich, wie Du

nun einmal bist," sagte die Kaiserin. „Deshalb fällt es mir nicht entfernt ein, Dich zu fragen, wo in dieser Sache das Recht liegt, wo das Unrecht; — darüber bedarf ich keiner Aufklärung. Allein ich mögte wissen, welchen Eindruck die Ausführung eines strengen Urtheils auf das gläubige Volk machen würde."

„Ohne Zweifel einen unaussprechlich schmerzlichen," erwiederte Amantius. „Aber, glückselige Augusta! bist Du im Klaren darüber, wo das Recht liegt: so kann von der Vollziehung eines strengen Urtheils in Bezug auf Chrysostomus doch wohl nicht die Rede sein."

In dem Maß, als sich Eudoxia's Auge verdüsterte, lichteten sich die Blicke der beiden Damen.

„Wo eine Anklage auf Hochverrath vorliegt," rief die Kaiserin, „da ist es mindestens etwas voreilig, übereifrige Bürgschaft zu leisten."

„O daß die Augusta meine Bürgschaft annehmen wollte!" rief Amantius. „Ich ließe mein Haupt zum Unterpfand, daß die Anklage auf Hochverrath keinen Grund hat. Der Patriarch ist treu seinem Gott, treu seiner Kirche, treu seiner Heerde — wie könnte er denn treulos gegen seinen Kaiser sein! sein ganzes langes pflichttreues Leben widerspricht dieser Beschuldigung."

„Er hat eine große natürliche Lebhaftigkeit, wie

es heißt . . . . denn im Gespräch mit ihm, bemerkt man sie nicht," sagte die Kaiserin; „und diese Leidenschaftlichkeit reißt ihn zu Antipathien hin, deren Ausdruck er nicht bemeistern kann. In dieser Beziehung hat er sich so viel zu Schulden kommen lassen, daß es treuen Anhängern der Majestät verletzend, ja höchst beleidigend erscheinen mußte — und spräche es nicht für Dich, daß Du seit langen Jahren dem Kaiserhaus ergeben bist, so könnte Deine blinde Befangenheit mich zweifelhaft machen über Deine eigene Gesinnung."

„Der Knecht ist nicht über den Herrn," erwiederte Amantius demüthig. „Hegt die Augusta Zweifel an der Treue des Patriarchen, so darf ich nicht klagen, wenn mir dasselbe widerfährt."

„Ich kenne diesen Stolz, der sich Demuth nennt," rief Eudoxia zürnend. „So spricht Chrysostomus, so Gunild, so sprichst Du."

„So spricht der Jünger, der — in welchen Verhältnissen er sich befinde — sich bemüht, ein Nachfolger seines göttlichen Meisters zu sein," erwiederte Amantius ruhig.

„Genug!" rief Eudoxia äußerst aufgeregt. „Ich kenne diese hohlen Redensarten! . . . Einen Fingerzeig, ein lichtendes Wort erwartete ich von Dir, von Deiner Erfahrung . . . . vergebens! Dein Glaubensbekenntniß verlange ich nicht zu hören."

Sie wendete sich von ihm ab und zu den Damen. Amantius zog sich tief bekümmert zurück. Im Vorzimmer eilte ihm Hylas entgegen und reichte ihm ein Schreiben. Amantius warf einen schmerzlichen Blick darauf, begab sich wieder in das Gemach der Kaiserin und bot es ihr auf den Knieen schweigend dar.

„Ha! vom Concil! nicht wahr?" sagte sie erbleichend.

„Von Chalcedon," sagte er ruhig; für ihn war die Versammlung an der Eiche kein rechtmäßiges Concil. Aber was konnte er der Kaiserin in ihrem aufgeregten Zustand noch weiter sagen! Leidenschaftliche Bewegung übertäubte jede Einsprache der Vernunft und der Religion. Nachdem er sich entfernt hatte, blieb sie unbeweglich auf ihrem Sitz mit dem ungeöffneten Schreiben in der Hand.

„Bemerktest Du seinen frechen Protest gegen das Concil?" flüsterte Eugraphia heimlich in Marsa's Ohr.

Aber Marsa gab keine Antwort und beobachtete gespannt die Kaiserin.

Plötzlich erhob sich Eudoxia, fuhr mit der Hand über ihre bleiche Stirn und sagte entschlossen:

„Welche Thorheit, mich so abzuquälen! der Kaiser hat zu entscheiden . . . nicht ich. Ich bringe ihm das Urtheil, das in diesem Schreiben ausge-

sprochen ist und überlasse es seiner Weisheit herauszufinden, ob er strafen müsse oder begnadigen könne. Oh, wie erleichert dieser Entschluß mein Herz."

„Ist er aber würdig der Augusta!" rief Marsa, die ihren hochfahrenden Sinn nie verleugnen konnte. Eugraphia jedoch sagte kalt:

„Der erhabene Kaiser wird nur das Prinzip der Liebe vertreten; deshalb unterstütze die herrliche Augusta die Forderungen der Gerechtigkeit."

„Das soll geschehen, Eugraphia!" rief Eudoxia und eilte zu ihrem Gemahl.

Wie zu erwarten war, entsetzte sich Arcadius höchlichst über die Anklage auf Hochverrath und sagte mit einer sehr luciden Einsicht:

„Der Leichtsinn, womit eine so schwere Anklage ohne irgend eine genügende Begründung gegen den Patriarchen geschleudert wird, macht es sehr wahrscheinlich, daß auch die übrigen Beschuldigungen nicht stichhaltig sein werden. Ich bestätige deshalb das Urtheil nicht und stimme dem Verlangen des Chrysostomus bei, daß seine Gegner sich nur als Ankläger, nicht als Richter, in dem Conzil befinden dürfen, das seine Sache prüfen soll."

„Gewiß, geliebter Herr! ein Todesurtheil zu fällen wäre sündhaft und Verbannung wäre grausam," sagte Eudoxia in der lieblichen Weise, mit der sie sich stets gegen Arcadius benahm. „Hin-

gegen will mir scheinen, als ob so ausgezeichnete Männer wie der Patriarch von Alexandrien, wie Bischof Severian von Gabala und wie unser alter ehrwürdiger Arsacius, der Erzpriester von Constantinopel, einige Berücksichtigung ihrer Ansicht, welche sich in diesem Urtheil ausspricht, verdienen. Sollte Deine Gerechtigkeitsliebe anderer Meinung sein?"

„O nein! sicher nicht!" sagte Arcadius schon ganz unsicher durch diesen Einwurf.

„Man müßte ihnen aber nur in der mildesten Form beistimmen — nicht wahr?"

„In der allermildesten! . . . und sogar das wird mir schwer!" seufzte Arcadius.

„O Du ächter Sohn einer heiligmäßigen Mutter!" rief Eudoxia schmeichelnd. „Man weiß ja, daß die selige Flaccilla den großen Theodosius immer für die allergrößte Milde zu stimmen suchte! — Und gewiß, geliebter Herr, sie ist hier durchaus nothwendig; denn auch das gläubige Volk verdient Schonung seiner — wenn auch übertriebenen, doch frommen Gefühle für den Patriarchen."

„Auch damit bin ich durchaus einverstanden. Nur sehe ich nicht, was zwischen all diesen Rücksichten uns zu thun übrig bleibt."

„Was dem Augustus zu thun geziemt, wäre etwa dieses: einfach die Entsetzung des Chrysosto=

mus zu bestätigen, ohne auf irgend eine Anklage einzugehen."

„Und wenn er ganz unschuldig wäre!" rief der Kaiser beunruhigt.

„Das ist er wohl nicht," sagte Eudoxia mit ihrem anmuthigsten Lächeln. „Ein großer Theil seines Clerus — allerdings der minder ascetische — ist ihm gründlich abhold. Das spricht entweder für Mangel an Nachsicht und Schonung . . . . und dann ist Chrysostomus nicht unschuldig; — oder für Mangel an der nothwendigen Geschicklichkeit, die Menschen zu nehmen und zu brauchen, wie die gebrechliche Nachkommenschaft Adams nun einmal ist: und das bewiese dann seine Unfähigkeit für die hohe Würde, die er bekleidet. Laß uns das Letztere annehmen, geliebter Herr! das kränkt nicht im Geringsten seinen Character und macht seine friedliche Entfernung nothwendig. Denn sein Einfluß auf den Clerus ist kein heilsamer. Wer zu viel von den Menschen verlangt, macht sie ungeneigt das zu leisten, was sie bei geringeren Anforderungen etwa noch leisten würden. Es ist traurig, daß es so ist; . . . aber die schwache menschliche Natur bringt es mit sich: sie mag sich nicht überspannen lassen."

Arcadius sah der schönen Sachwalterin der menschlichen Schwachheit in das strahlende Auge und auf

die rosigen Lippen — und war überzeugt von der Richtigkeit ihrer Ansichten.

„Aber was wird aus dem Patriarchen, wenn ich seine Entsetzung bestätige?“ fragte beklommen sein ersterbendes Gewissen.

„Gönne ihm seine volle Freiheit — und wie der Waldvogel, der fröhlich seinem Käfig entschlüpft, flieht Chrysostomus in die geweihte Einsamkeit eines Klosters oder einer anachoretischen Wüstengrotte.“

Und wirklich! ohne auf die Hochverrathsklage einzugehen, bestätigte Kaiser Arcadius das Urtheil der Entsetzung, welches die Versammlung an der Eiche gesprochen hatte und ließ es sogleich dem Patriarchen verkündigen, mit dem Befehl, die Stadt augenblicklich zu verlassen.

Dieser hatte wieder zu den versammelten Gläubigen in der Sophienkirche gesprochen und sie ermahnt, den Pilgerzustand des Menschen hienieden stets im Auge zu behalten und sich nicht von zeitlichen Dingen an die Welt fesseln zu lassen. Es war gegen Abend. Ermüdet von der ununterbrochenen Anstrengung des Tages hatte sich Chrysostomus in sein ärmliches Zimmer begeben, um in der Stille und Einsamkeit sein Herz vor Gott zu sammeln und auf dessen heiligsten Willen zu richten.

Da erschallte draußen eine ungeheure Wehklage. Der Diacon Serapion trat verstört ein, fiel dem Patriarchen zu Füßen und sagte zitternd:

„Der Jammer des Volkes verkündet Dir, o heiliger Vater, daß der kaiserliche Beamte kommt um“ . . . — Serapions Stimme brach in Thränen.

„Um mich in Freiheit zu setzen,“ entgegnete Chrysostomus. „Wir wollen ihn geziemend als den Boten einer großen Gnade empfangen.“

Eine Menge Cleriker folgten Serapion auf dem Fuß und umringten den Patriarchen, und das Volk war kaum von Erstürmung des Pallastes zurückzuhalten. Der Beamte erschrack vor dieser Aufregung, denn das Volk umwogte ihn, wie ein tobendes Meer. Da erschien Serapion, vom Patriarchen gesendet, in dem Getümmel und führte ihn in den Pallast ein, wo Chrysostomus, umringt von dem getreuen Theil des Clerus und von den fremden Bischöfen, ihn in dem großen Saal erwartete. Der Beamte verkündete das Urtheil und dessen Bestätigung. Chrysostomus hörte es ruhig an und erwiederte, er könne nur einem rechtmäßigen Conzil gehorchen, und ein kaiserlicher Befehl genüge nicht, um ihn von seiner Kirche zu trennen.

Der Beamte entfernte sich — und alsbald erschien eine Prätorianertruppe, umringte den Patriarchen mit großer Ehrerbietung und geleitete ihn durch die vor Schmerz verstummte Volksmenge hindurch und von ihr gefolgt zum Hafen, wo er, auf einem Fahrzeug eingeschifft, allen Blicken ent-

schwand. Was wurde aus ihm? — Wohin brachte man ihn? — Diese bangen Fragen der Ungewißheit blieben ohne Antwort und die abendliche Dunkelheit legte sich über den Bosporus.

Ein Erdbeben und dessen Folgen.

Den Tag ausgenommen, da Arcadius sie zur Augusta machte, hatte Eudoxia nie die Sonne mit größerer Befriedigung sinken sehen, denn es waren zwei Tage großen Triumphes. Der eine verkündete ihren Sieg über das Böse, der andere über das Gute, welche ihr, jedes auf seine Weise, im Wege waren. Chrysostomus war entfernt und zwar auf eine so milde, schonende Art, daß Eudoxia Lust hatte sich einzubilden, sie thue ein gutes Werk, denn es geschehe dem kränklichen Mann dadurch eine Wohlthat, die ihn seinen Feinden entrücke und den Wonnen der Abgeschiedenheit zurückgebe. Damit hatte sie auch die Gewissensangst des Kaisers beschwichtigt. Eugraphia und Marsa waren keineswegs mit dieser halben Maßregel zufrieden, nach ihrer Ansicht mußte Entsetzung und Verbannung Hand in Hand gehen; nur am Caucasus oder in Lybiens Wüste verhallte jeder

mögliche Anspruch an Wiedereinsetzung. Die Unzufriedenheit ihrer Rathgeberinnen beglückte die Kaiserin. Es war ein Zeugniß für ihre Milde.

Gunild hatte den Tag bei Olympia zugebracht, und mit ihr und gleich ihr die Traurigen zu trösten und die Aufgeregten zu beruhigen versucht, die mit dem Patriarchen den Stab ihres Glaubens und die Stütze ihres materiellen Daseins verloren, und die nun massenhaft zu Olympia, dieser Trösterin der Betrübten, flüchteten. Obschon der Schlag, den die Kirche empfing, Olympia mitten in's Herz hinein traf, blieb sie muthig der Verzweiflung des Volkes gegenüber und suchte nur die verzagten und empörten Gemüther über die räthselhaften Geschicke hinweg zu deren Lenker zu erheben. Ihr Mitleid, ihr Rath, ihre Hülfe wurden so ununterbrochen in Anspruch genommen, daß ihr persönlicher Schmerz gar nicht aufkommen konnte.

Desto mehr fühlte ihn Gunild — für Olympia und für sich selbst. Sie war noch nicht geübt im Leiden. Sie kannte zwar persönlichen Kummer und den Schmerz, insofern er sie selbst betraf — und war das auch kein unedles Leid, so war es doch auch kein solches, welches sich dem göttlichen Leiden am Kreuz anschloß. Das sollte sie nun lernen. Eine Tochter des Kreuzes sollte sie werden, und mit gefriedeter Seele im Glauben ruhend,

sollte sie sehen, wie die pharisäische Lüge die Gerechtigkeit kreuzigte.

Als die Kunde von der Wegführung des Patriarchen kam, stieß Gunild einen unterdrückten Schrei aus und Olympia sagte:

„Es ist vollbracht.“

„Lebewohl!“ rief Gunild und warf sich in Olympia's Arme; — „ich gehe jetzt, aber ich komme wieder und bleibe bei Dir. Ich kann nicht länger dort weilen, wo die Lüge Schutz findet.“

„Die ewige Liebe lenke Dein Herz und Deine Schritte,“ erwiederte Olympia.

Als die Kaiserin Gunilds Rückkehr erfuhr, ließ sie sie kommen, war sehr freundlich, pries die milde Lösung der verwirrten Zustände, lobte die Weisheit des Bischofs Severian, die Frömmigkeit des Erzpriesters Arsacius, bewunderte die hohe Einsicht des Kaisers und fragte endlich, da sie hoffte, Gunild wenn nicht überzeugt, so doch betäubt zu haben, was sie über die Ereignisse des Tages gehört habe.

„Nichts als Jammer und Klagen,“ erwiederte Gunild.

„Welche Unvernunft!“ rief Eudoxia; — „aber Du? Du wirst anders denken?“

Gunild schwieg und verneigte sich tief.

„Ist das Zustimmung?“ fragte Eudoxia.

„Es ist die stumme Bitte schweigen zu dürfen."

„Undankbare — die mich betrübt! Unverständige — die mich verkennt!" rief die Kaiserin zürnend; — „ich bin doch neugierig zu wissen, was Du in Deinem trotzigen Kopf für Gedanken wider mich hegst. Rede!"

„Ich denke nur an jenes Wort, das der Herr sprach, als seine Feinde ihn in Bande legten und fortführten; da sprach er: Dies ist eure Stunde und die Gewalt der Finsterniß."

„Zu den Gottesmördern gesellst Du mich!" rief die Kaiserin mit bitterm Lachen. „Dann bin ich eine schlechte Gesellschaft für Dich! Du kannst Dich entfernen." —

Eudoxia blieb allein. Werde ich denn nie einen Tag ungetrübter Befriedigung haben? fragte sie erregt sich selbst. Muß immer eine Hand bereit sein, mir Galle in den Becher zu träufeln, aus welchem ich Labung zu trinken hoffte? — Thörichte Gunild! . . . In der Gewalt finstrer Mächte soll ich sein? . . . unter deren Einfluß handeln? . . . während ich sie Alle, die guten wie die bösen, beherrsche! — — — Da war es ihr, als frage eine ganz leise, aber ganz verständliche Stimme in ihr: Alle? Auch die in dir? —

Sie war mit sich selbst gleichsam unter vier Augen traulich allein, und in ihr Gewissen hinein=

schauend, gab sie sich selbst die Antwort: Nein! . . . aber welcher Mensch auf Erden dürfte Ja sagen! — Und damit beruhigte sie sich. Statt auf hohe Ideale zu blicken und ihnen nachzustreben, blickte sie lieber auf die Unvollkommenheit, um sich zu rechtfertigen. —

Es war spät geworden. Bevor sie zur Ruhe sich begab, wollte sie ihr Herz erfrischen. Sie ging zu ihren Kindern, die längst im tiefen Schlaf lagen; aber in dem Zimmer eines jeden Kindes durchwachte eine Dienerin bei Lampenlicht die Nacht. Die Kaiserin verweilte lange bei ihrem vierjährigen Sohn, der sich friedlich in ein Leben hineinträumte, das ihn fünfzig Jahre auf den Thron der Cäsaren setzen sollte. Länger noch bei seiner älteren Schwester Pulcheria, dem reichbegabtesten der Kaiserkinder, an welcher mit der äußern Schönheit des großen Theodosius schon jetzt die Vorboten seines Geistes sich kund gaben. Dann bei Flaccilla, der Aeltesten von Allen, deren schwächliche Gesundheit immer Befürchtungen eines frühen Todes veranlaßte. Endlich ging sie zu den beiden Jüngsten, Arcadia und Marina; — und all ihren Ehrgeiz, ihre Selbstsucht, ihre stolzen hochfliegenden Pläne gingen ihr für ein Paar Augenblicke in der zärtlichen Sorge unter, womit jedes Mutterherz der verhüllten Zukunft ihrer Kinder entgegenschlägt.

In ihr Schlafgemach zurückgekehrt, wollte sie eben ihre dienenden Frauen rufen, als ein urplötzliches Getöse wie rollender Donner und Sturmesheulen sie erschreckte. Sie horchte auf, was das sei; — und als sie so regungslos dastand, wie man zu stehen pflegt, wenn man gespannt aufhorcht, spürte sie deutlich eine leise wellenförmige Bewegung des Bodens unter ihren Füßen, und der rollende, heulende Donnerschlag erfolgte zum zweiten Mal.

„Ein Erdbeben!“ rief Eudoxia entsetzt, und zugleich stürzten ihre Frauen herein und wehklagten:

„Ein Erdbeben! . . . Rette Dich! . . . Fort aus der Stadt! . . . Gott züchtigt sie!“

„Schweigt und beruhigt Euch!“ rief Eudoxia gebietend. „Der Kaiser wird befehlen was zu thun sei.“

Als sie ihr Schlafzimmer verließ, fand sie bereits in den andern Gemächern einen Theil des Hofstaates verwirrt, rathlos. Aber dies allgemeine Entsetzen gab der Kaiserin Fassung und sie sagte:

„Beruhigt Euch! es war nur ein vorübergehender Erdstoß — kein Erdbeben.“

Kaum hatte sie das gesagt, so wiederholte sich die unheimliche Bewegung des Fußbodens und der Kaiser trat ein. Schreckensbleich eilte er auf Eudoxia zu, schloß sie in seine Arme und rief:

„Wo sind die Kinder? Bringt sie in Sicherheit!“

„Wo ist Sicherheit bei einem Erdbeben?“ flüsterte sie in sein Ohr.

Das schauerliche Getöse brach von Neuem aus. Doch nein! dies war etwas Anderes! dies hob und senkte sich wie ein wildes, wirres Geschrei von menschlichen Stimmen. Die Gemächer überfüllten sich. Der ganze Hofstaat drängte sich um das Kaiserpaar. Boten kamen mit furchtbaren Nachrichten: der Hebdomon sei eingestürzt — eine Feuersbrunst wüthe am Hafen — die steigenden Fluten des Bosporus bedrohten die untere Stadt — das Volk sei in Verzweiflung. — —

Die Erscheinung des Optatus, Präfekt von Constantinopel, machte den falschen Nachrichten ein Ende; — aber durch eine richtige, die nicht minder beunruhigend war. Das Volk war in heftigster Gährung. Aus seiner dumpfen Trauer über die Entführung des Patriarchen durch das Erdbeben aufgerüttelt, sah es in demselben ein Strafgericht Gottes. Ein wüthendes Handgemenge, das Blut und Menschenleben kostete, hatte schon am Hafen mit den egyptischen Matrosen, den Landsleuten und Anhängern des Theophilus, statt gefunden und war gewaltsam durch die Prätorianer unterdrückt worden. Jetzt aber wälzte sich diese ungeheure, tobende Menge gegen den Constantinischen Pallast. Was war zu thun?

sollten die Prätorianer abermals einschreiten und die Aufregung in Blut ersticken?

Während des Berichtes des Optatus war die Menge bis zum Vorhof des Pallastes gelangt und wäre in ihrer Verzweiflung noch weiter gegangen, hätte man nicht die Thore geschlossen und bewacht. Um desto heftiger rief es nach Chrysostomus und drohte der Kaiserin mit dem Zorn Gottes. „Eudoxia haßte ihn! — Eudoxia verbannte ihn! — Wegen Eudoxia kommt das Erdbeben über uns! — Gib uns den heiligen Vater wieder, Kaiser Arcadius! — Ruf' ihn zurück und sei gesegnet mit Deinen Kindern! — Gottes Fluch über Eudoxia!"

Mit den Schrecknissen des Erdbebens allein hätte Eudoxia's Muth es aufgenommen. Aber in Verbindung mit dem Aufruhr des Volkes und mit der Deutung, welche die verstörte Menge dem Naturereigniß gab, war es zu viel. Ihr Gewissen versetzte sie in Furcht; sie wagte nicht, die Prätorianer wider das Volk zu senden und entdeckte keinen Ausweg, um all dem Unheil zu entrinnen, — als ihre Demüthigung. Mit einem Strom von Thränen warf sie sich dem Kaiser zu Füßen und beschwor ihn so dringend im Namen seiner Wohlfahrt und der öffentlichen Sicherheit um die Rückkehr des Patriarchen, als ob Arcadius nicht mit Freuden ihre Bitte erfüllen würde. Kaum war

die Gewährung über seine Lippen, so verbreitete sie sich blitzschnell im Pallast, im Vorhof, auf den Gassen und Plätzen. Der frommen, der weisen, der gütigen, der glückseligen Augusta wurden so viel Heil- und Segenswünsche zugerufen, daß sie mit der Beweglichkeit ihrer Gefühle in sympathische Stimmung für das Volk überging, das sie mit einem einzigen Wort so unermeßlich beglückt und begeistert hatte. Sie theilte plötzlich das Interesse des Volkes für den Ausgewiesenen. Sie schrieb ihm selbst und sprach ihm in den lebhaftesten Ausdrücken ihre Freude aus, daß der Kaiser die Bestätigung des Urtheils widerrufe und daß sie glücklich sei, ihm diese Kunde zu geben.

Aber wo war er? — Die Bemannung des Fahrzeugs hatte den Befehl erhalten, ihn zur Küste von Bithynien hinüber zu führen und dort abzusetzen. Sie hatte ihn pünktlich erfüllt, und war dann ihrer eigentlichen Bestimmung nach Nicomedien gefolgt. Der Bosporus bedeckte sich also mit zahllosen Barken, unter denen sich die Schnellruderer der Kaiserin mit ihren Kämmerlingen hervorthaten, und flogen nach Bithynien herüber. Die Ufer von Asien und Europa wurden mit tausend Fackeln beleuchtet, um die Nachforschung zu erleichtern. Fern vom Ufer konnte er unmöglich sein! die Nacht und seine Kränklichkeit mußten seine Schritte hemmen. — — —

In einem freundlichen Landhause an dem kleinen Meerbusen von Nicomedien lebte die Schwester des Diacons Serapion mit ihrem Gatten ein glückliches christliches Familienleben. Chrysostomus wußte es, kannte aber weder die Lage des Hauses, noch Chariton und ihren Mann. Als der Schiffer ihm erklärte, am einsamen Ufer müsse er ihn ans Land setzen, denn nach Nicomedien oder einer andern Stadt dürfe er ihn, des großen Aufsehens wegen, nicht bringen, erwiederte Chrysostomus ruhig, er möge thun, was ihm befohlen sei. So stand der Patriarch denn nach wenig Augenblicken einsam unter dem Sternenhimmel am Ufer, während das Fahrzeug mit seinen weißen Segeln tiefer in den Meerbusen hineinfuhr und durch die dunkeln Fluten einen leuchtenden Streif, wie eine silberne Schleppe, hinter sich her zog. Eine Gruppe von Platanen unweit seines Landungsplatzes schien dem Patriarchen etwas Schutz gegen die nächtliche Kühle zu bieten, welche seine angegriffene Brust nicht vertrug. Dort angelangt erkannte er, daß die Bäume am Fuß eines sanften, gartenmäßig gepflegten Abhanges lagen, was die Nähe einer Villa verrieth. Langsam aufwärts steigend, kam er bald zu dem Thor und klopfte an. Auf die Frage, wer zu so später Stunde Einlaß begehre, sagte er, ein Pilger bitte um Herberge für die Nacht. Da wurde das Thor geöffnet und Chry-

sostomus trat ein. Kaum hatte der Thorwart einen Blick im grellen Licht seiner Fackel auf ihn geworfen, so fiel er auf die Knie und rief mit Entsetzen:

„Heiliger Vater! . . . woher kommst Du? was ist Dir widerfahren?"

„Kannst Du mir ein Ruheplätzchen für diese Nacht anweisen, so wäre ich Dir sehr dankbar," sagte der Patriarch freundlich.

O, nicht ich — mein Herr und meine Herrin werden glücklich sein, Dich zu beherbergen. Deine Heiligkeit befindet sich bei der Schwester des Diacon Serapion — und als ich diesem einst Botschaft von ihr zu bringen hatte, sah ich Dich in Constantinopel." —

Mit namenloser Freude und Wehmuth begrüßte Chariton und ihr Mann den Patriarchen. Nur in wenig Worten konnte er ihnen die Ereignisse mittheilen, die ihn zu einem obdachlosen Ausgestoßenen machten; denn seine Kräfte waren erschöpft, und wie eine liebende Tochter sorgte Chariton dafür, daß er Ruhe und Stärkung finde. Dann senkte sich die Stille der Nacht über das friedliche Haus.

Gegen Morgen trat neue Unruhe ein. Brison, ein Kämmerling der Kaiserin, und gerade der, dem sie ihr Schreiben anvertraut hatte, kam und fragte nach dem Patriarchen. Der Thorwart fürchtete Verrath und gab unbestimmte Antwort. Dadurch wurde Brison aber aufmerksam und verlangte im

Namen der Kaiserin mit dem Hausherrn zu sprechen. Fröhliche Stimmen verkündeten dem Patriarchen bald hernach ein günstiges Ereigniß. Sollte Serapion mir gefolgt sein? fragte er sich. Da erschien Brison und überreichte ihm das kaiserliche Schreiben, das er mit traurigem Erstaunen las, denn Eudoxia schrieb: „Ich bitte Deine Heiligkeit überzeugt zu sein, daß ich von all' diesen schmählichen Vorfällen nichts gewußt habe. Ich bin unschuldig an Deinem Blut. Boshafte Menschen haben dies Complot gegen Dich gestiftet. Gott ist Zeuge der Thränen, die ich ihm als Sühnopfer darbringe. Ewig werde ich eingedenk sein, daß Deine frommen Hände meine Kinder getauft haben. Ich flehe um Deine Rückkehr.“ Chrysostomus mußte Folge leisten. Schnellruderer brachten die Nachricht, daß er gefunden sei, daß er komme, nach Constantinopel. Ein grenzenloser Freudenrausch war deren Folge. Voreilig war Bischof Severian von Chalcedon gekommen, hatte die Kanzel der Sophienkirche bestiegen, um den Gläubigen in einer leidenschaftlichen Predigt begreiflich zu machen, daß Chrysostomus die Entsetzung durch seinen Stolz verdient habe. Aber man unterbrach ihn mit heftigem Unwillen, man rief laut und flehend zu Gott um die Rückkehr des Patriarchen, und als auch hieher endlich die Kunde drang er komme, waren in einem

Augenblick die weiten Hallen still und öde: Alles eilte ihm entgegen. Der Bosporus wimmelte von Nachen. Bei seiner Mündung in die Propontis drängten sie sich dermaßen, daß man trockenen Fußes von Europa nach Asien hätte gehen können. Als man ihn gewahr wurde, den kleinen gebeugten Mann mit dem feinen, kränklich zarten Antlitz, brach der Sturm des Jubels rauschend aus und man wollte ihn zur Stadt hinführen. Aber Chrysostomus weigerte sich, gleichsam durch einen Volksauflauf seinen Sitz einzunehmen. Er landete in einer Villa der Kaiserin und verlangte ein rechtmäßiges Conzil, das all' diese Verwirrungen schlichte und richte. Darauf schickte ihm der Kaiser einen Geheimschreiber mit der Zusage des Conzils; nur möge der Patriarch seine Rückkehr nicht verzögern, weil das Volk sonst den guten Willen des Kaisers beargwohne.

Inzwischen hatten sich die fremden Bischöfe um ihn versammelt. Von ihnen geleitet, umwogt vom Volk, das brennende Kerzen trug und frohe Hymnen sang, begab sich Chrysostomus in die Apostelkirche und ertheilte der Menge seinen Segen. Doch damit nicht zufrieden, entließ sie ihn nicht; sie wollte ihn hören, — lieber ihn hören, als beiwohnen den Spielen im Circus, die zur Feier des Tages gegeben wurden. Er mußte ihrem Verlangen genügen und einige Worte sprechen:

„Gott Dank für Alles!“ das sagte ich scheidend, das sag' ich heimkehrend, das hab' ich in meiner Abwesenheit gesagt, das werde ich immer sagen. Die äußern Umstände sind verschieden; aber alle sind Fügungen, Schickungen, Zulassungen Gottes. Deshalb müssen wir mit gleichmäßig stiller Seele immer ihm danken für seine väterliche Vorsehung. Seht, wie gütig er eben jetzt in Sturm und Ungewitter für uns Alle war. Der Feind, der uns schaden wollte, hat uns genützt. Unser Eifer ist neu entzündet, unsere Liebe frisch entflammt. Von den Meinen wollte man mich trennen — und mit verdoppelter Treue hängen sie mir an. Es werden circensische Spiele begangen — und Niemand besucht sie — und Alle strömen der Kirche zu. Das ist das Werk des Herrn, der menschliche Verkehrtheit zur Verherrlichung seines armseligen Dieners wendet. Erhebt also Eure Stimmen im einmüthigen Danke zu Gott. Dies Gebet, dies Zeugniß Eurer Liebe, ist für mich glorreicher als ein Diadem. Die heiligen Apostel, deren Kirche ich zuerst betreten wollte, lehren uns durch ihr Beispiel, daß dem Leidenden ewige Kronen aufbewahrt sind.“

Wie bezaubert hing Alles an seinem Antlitz, an seinen Lippen, an seinen Worten. Er hatte nun einmal diese geheimnißvolle Macht, die einzelnen großen Männern zur Verstärkung ihrer Wirksamkeit

gegeben wurde und die Keiner sich erringen, Keiner nachahmen kann. Je nach dem Boden, auf welchem sie stehen und wirken, heißt dieser Zauber bei den Einen Genie, bei den Andern Gnade. Bei den Heiligen fällt Beides zusammen.

Die Kaiserin war strahlend vor Freude und Zufriedenheit; — der Kaiser war es — in ihrem Wiederschein. Auch der ganze Hofstaat; — ausgenommen die entschiedenen Feinde des Chrysostomus. Diese hielten sich zurück . . . . und warteten. Weder Eugraphia noch Marsa, Eugenius vollends gar nicht, ließen sich im Pallast sehen.

„Mir ist, als hätte ich den Traum einer schrecklichen Cabale geträumt und sei nun erwacht,“ sagte Eudoxia zu Amantius. „In jenem unheimlichen Traum, dessen finstere Gewalt mich umspann, fürchte ich ungerecht gegen Dich gewesen zu sein, Amantius . . . . und gegen Gunild. Und ich weiß doch, daß Ihr mir treu seid und es wahrhaft gut mit mir meint. Aber ich war unzurechnungsfähig.“

„Du bist so huldreich und so gnädig,“ erwiderte Amantius, „daß ich die Frage nicht unterdrücken kann: ist es eine Entschuldigung für den Christen, für einen Herrscher über die halbe Welt, durch verblendende Leidenschaften unzurechnungsfähig geworden zu sein . . . . und in dieser Gemüthsverfassung gehandelt zu haben?“

„Vielleicht nicht .... allein ich habe keine andere," sagte Eudoxia lächelnd. „Und nun begib Dich zum Patriarchen und sage ihm, ich hätte heiße Thränen über sein Exil und die verwaiste Kirche geweint und keine Ruhe gefunden. Jetzt aber, nach der Rückkehr des guten Hirten zu seiner Heerde, sei ich ruhig für Leben und Tod."

Gunild stand mit ihrer geraden Seele dem in tausend Farben schillernden Character der Kaiserin wie einem ungelösten Räthsel gegenüber und ein gewisses Mitleid mit so großer sittlicher Schwäche stimmte sie freilich zur Nachsicht, ließ aber keine andere Hochachtung als die, welche der Stellung gebührte, in ihr aufkommen. Ihr eigener Platz genügte Gunilden nicht und doch wollte es ihr durchaus nicht klar werden, wo sie einen andern finden könne. Der Ehestand hatte nie den mindesten Reiz für sie gehabt, obschon die Kaiserin ihr mehrmals glänzende Vorschläge machte.

„Mir mißfällt das Wort: Er soll dein Herr sein," erwiederte sie ablehnend.

Eben so sehr mißfiel ihr aber auch die Vorstellung, daß sie in der Ehe der Herr sein könne. Nur sprach sie dies Mißfallen nicht gegen die Kaiserin aus. Diese glaubte jetzt, Gunild werde sich nach ihrer Taufe einer frommen Genossenschaft anschließen wollen und sich entweder bei Nicarete dem

beschaulichen Leben oder bei Olympia dem thätigen Leben im Dienste des Herrn widmen — vielleicht sogar dem Zug vieler frommen Seelen nach einem Kloster in Palästina folgen. Aber Gunild hatte keinen Plan.

„Wenn ich im heiligen Sacrament der Taufe von meinen Sünden gereinigt sein — und die göttlichen Tugenden des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe empfangen werde, dann hoffe ich mit erleuchtetem Auge zu erkennen, in welcher Weise ich meinem Erlöser dienen soll."

So sprach sie zur Kaiserin und zu Olympia und Beide billigten diesen Entschluß. Als Gunild die Kaiserin jetzt so günstig für den Patriarchen gestimmt sah, machte sie es wie Amantius und wagte einige leise Vorstellungen gegen den Einfluß seiner Feinde.

„Nicht blos seinetwegen," setzte sie hinzu, „obschon es ein namenloses Unheil ist, wenn ein solcher Hirt verhindert wird, seine Heerde auf die beste Weide zu führen; — sondern auch Deinetwegen, erhabenste Augusta, weil es Dich in Berührung mit Leuten von niedrigster Gesinnung .... mit einem Eugenius bringt, der vor Dir nicht einmal genannt werden sollte."

„Du hast Recht, Gunild," erwiederte Eudoxia. „Nur ist es unaussprechlich schwer, die Richtigkeit

der Ansichten von Freund und Feind zu entwirren, besonders dann, wenn man geneigt ist, mit Lebhaftigkeit einer Partei beizutreten."

„Ist das kaiserlich?" fragte Gunild sanft.

„Es ist menschlich!" versetzte Eudoxia. „Was übrigens diesen Eugenius betrifft, so würde ich ihm mit Freuden einen Aufenthalt außerhalb Constantinopel, in einem strengen Kloster anweisen, wenn ich nicht Mitleid mit der armen Eugraphia hätte. Sie liebt ihn wie ihr eigenes Kind; sie hegt noch immer die besten Hoffnungen für ihn. Da sie nun den Interessen des Thrones und meiner Person bis zu unbegränzter Opferwilligkeit ergeben ist: so kann ich ihr unmöglich das Herzeleid anthun, diesen armseligen Eugenius zu verbannen. Indessen will ich in Zukunft keine Dienste von ihm annehmen, die ihm Zutritt zu mir gewähren. Das steht fest."

Dem Kaiser war es aufrichtig darum zu thun, eine dauernde Aussöhnung mit Chrysostomus herzustellen. Er schlug der Kaiserin vor, am andern Tage der Predigt beizuwohnen, welche der Patriarch in der Apostelkirche halten wollte; dies würde dem Volk zur größten Befriedigung gereichen, dem Patriarchen eine schuldige Genugthuung geben, die fremden Bischöfe, seine Anhänger, versöhnen — und endlich dem Theophilus, der noch

immer an der Eiche tagte, die Augen öffnen über sein mißlungenes Complot. Freudig nahm die Kaiserin den Vorschlag an. Es lag ihr sehr viel daran, vor der großen Masse der Gläubigen als höchst fromm zu erscheinen. Sie erkannte die Stütze, die der Thron in der Frömmigkeit des Herrschers findet, wenn sich Herrscher und Volk begegnen in der gläubigen Andacht und demüthigen Ehrfurcht, welche das Christenthum für seine Lehren und seinen Cultus ohne Unterschied von Kaisern und Bettlern verlangt. Je mehr sie nun den äußern Vortheil auffaßte, desto lebhafter wünschte sie ihn zu genießen. Der Wunsch, dereinst im Andenken ihrer Kinder jene Glorie von Frömmigkeit zu tragen, in welcher die Kaiserin Flaccilla den ihren erschien, war eine zweite Triebfeder Eudoxia's. Nur schlug sie dazu nicht Flaccilla's Richtung ein. Flaccilla's Leben und Wesen war beseelt und durchleuchtet von aufrichtiger Frömmigkeit. Eudoxia legte die Frömmigkeit bei großen Gelegenheiten an, wie einen blendenden Diamantenschmuck.

Genug, sie erschien mit dem Kaiser in der Apostelkirche. Die Verstimmung gegen den Hof war groß und allgemein. Man hörte ja nur von dessen Prunk und Luxus, Habsucht und Ungerechtigkeit, Intriguen und Bestechungen; — aber nichts von ehrenvollen Thaten, noch von Dingen, die ein

Reich kräftig, ein Volk groß machen. Alle, die den Sinn für einen bessern Zustand und das Verlangen danach bewahrten, hatten sich an Chrysostomus angeschlossen, weil es ihnen unmöglich schien, daß der Einfluß dieses hohen und reinen Geistes nicht allmälig zur Geltung kommen und die unlautern Elemente überwinden werde. Auch die untern Classen, das geringe Volk, hing noch inniger vielleicht an Chrysostomus, denn es fand in ihm einen liebenden Vater, der für all' seine Kinder, mogten sie reich oder arm sein, hoch oder niedrig stehen, dasselbe Herz hatte. Es betrachtete seine Entsetzung als eine Cabale der Großen, welche dem Patriarchen diese Anhänglichkeit des Volkes beneidete, und mißtrauisch blickte es auf den Hof und auf Alles, was von dort ausging.

Chrysostomus, immer bereit den Frieden auszubreiten, den er in seiner Seele trug, sprach von den Vorfällen der verflossenen Tage nur, um die Huld des Kaiserpaares dankbar hervorzuheben und vorzugsweise die Theilnahme der Kaiserin, weil man sie ihr am wenigsten zutraute. Er zählte alle ihre Bemühungen auf, um ihn suchen zu lassen, ihren huldvollen Brief, die Begrüßung, die sie durch Amantius ihm zu Theil werden ließ, und sagte, eine solche Theilnahme hätten die Herrscher gewöhnlich nur für Kriege und für An-

gelegenheiten des Staates, aber nicht für die der Kirche.

Das Volk, ganz entzückt ein solches Herrscherpaar, eine solche Kaiserin zu besitzen und den geliebten Patriarchen wieder reden zu hören, brach in eine Art von freudiger Raserei aus und in Jubel und Beifallsbezeugungen, die kein Ende nehmen wollten. Eudoxia war freudestrahlend und hochbeglückt. Chrysostomus aber benutzte ihre günstige Stimmung nur so weit, um den Kaiser zu bitten, daß er sowohl, als die Versammlung an der Eiche, durch ein rechtmäßiges Conzil gerichtet werde; und Arcadius versprach ein solches auszuschreiben.

Florus war der Bote, der all' diese Nachrichten einsammelte und nach Chalcedon brachte. Theophilus bebte vor Zorn.

„An der Armseligkeit eines Weibes, das sich über einen Erdstoß entsetzt, geht diese wichtige Sache zu Grunde!“ rief er. „Welch ein Elend mit Weibern verhandeln, auf Weiber Rücksicht nehmen zu müssen, und welch hundertfaches Elend von einem Weibe abhängig zu sein!“

„Die Weiber in Weiberkleidern sind nicht immer die schlimmsten, ehrwürdiger Herr,“ sagte Florus gelassen. „Man muß Geduld haben und unverdrossen wieder das Werk beginnen, wie die Spinne ihr zehnmal zerrissenes Gewebe zehnmal wieder anfängt.“

„Ich kann durch meine persönliche Anwesenheit weder hier noch in Constantinopel unter den gegenwärtigen Umständen nützlich sein," entgegnete Theophilus. „Da sie aber in Alexandrien höchst nothwendig geworden ist, so kehre ich noch diese Nacht dahin zurück. Ich bitte Dich, die erlauchte Eugraphia hiervon in Kenntniß zu setzen. Sie wird begreifen, daß ich nicht bei ihr erscheinen kann, weil ich am Hof nicht erscheinen will. Vielleicht gelingt es ihr, und Dir, und Allen, die unsere Ansicht über Chrysostomus theilen, einen Faden in die Hand zu bekommen, durch welchen sich eben diese Ansicht wiederum in das neue Conzil hineinspinnen ließe. Diese Vorarbeiten müßt Ihr hier machen.... dann werde ich zu jeder Hülfleistung bereit sein."

Prunkend und prahlend im feierlichen Aufzug war Theophilus gekommen, unbemerkt und gedemüthigt reiste er ab. Einige egyptische Bischöfe begleiteten ihn; andere folgten ihm; die Versammlung an der Eiche löste sich auf, indem ihre Mitglieder bei Nacht und Nebel entwichen. Nur Bischof Severian erschien wieder in Constantinopel, gestützt auf die Gewogenheit der Kaiserin.

Die Bildsäule.

Der intime Kreis von Damen war bald darauf um Eudoxia versammelt.

„Herrlichste Augusta," fragte Thaïs, „ich hörte Deine silberne Bildsäule sei vollendet — und wunderschön. Wann wird sie aufgestellt? . . . und wo?"

„Sie soll nächstens auf dem großen Platz zwischen der Sophienkirche und dem Senatspallast aufgerichtet werden und zwar auf einer prachtvollen Säule von Porphyr, die ich aus Alexandrien kommen ließ, wo sie am Eingang des Serapistempels stand," erwiederte Eudoxia.

„O herrlich!" rief Thaïs; — „der Gott mußte fallen, damit die Göttin erhoben werde."

„Welch' ein schönes Sinnbild Deiner Siege über die Idole des Polytheismus," sagte Castricia.

„Und wie vortrefflich ist der Platz gewählt," bemerkte Marsa, „so recht inmitten des großen

Volksgewoge und seiner wichtigsten Interessen. Im Senatspallast verhandelt man die Dinge der Welt — in der Kirche die heiligen und himmlischen Dinge — und das Bild der Kaiserin repräsentirt die großartige Wachsamkeit, welche Beide mit ihrer Bestimmung und in ihrer Wirksamkeit im Auge behält."

„Wie beneidenswerth sind wir, eine solche Augusta zu besitzen!" rief Eugraphia begeistert.

„Ich habe befohlen," sagte Eudoxia, „daß bei Aufstellung dieser Statue die üblichen Feste verdreifacht werden. Es hat den Augustus ungemein gekränkt, daß Kaiser Honorius die Entsendung meiner Bildsäule in die Provinzen, als einer Ehre, die nur den Kaisern gebühre, zu tadeln sich erlaubte — und eben deshalb sollen gerade hier die Festlichkeiten Alles übertreffen, was das Volk in dieser Beziehung kennt."

„Grausamer Kaiser Honorius, der das Glück und die Ehre den Provinzen mißgönnt, Dich, o herrlichste Augusta, im Bilde zu verehren!" rief Thaïs entrüstet.

„Ich muß dem guten Volk von Constantinopel diese Freude machen," sagte die Kaiserin; „es ist mir so ergeben, so anhänglich, und beweist es mir durch einen solchen Sturm des Beifalls, wenn es meiner ansichtig wird, daß ich mich gedrungen fühle,

ihm diejenige Freude zu bereiten, für die es am meisten empfänglich ist.“

„Wie nur das Gerücht entstanden sein mag, der Patriarch habe diese Feste untersagt?“ fragte Castricia.

„Du hörst, die Augusta hat sie befohlen,“ entgegnete Eugraphia eifrig; „folglich könnte nur der Geist des Widerspruchs ein so lächerliches Gerücht in Umlauf setzen.“

„Eben deshalb frage ich,“ erwiederte Castricia, „denn in Umlauf ist es bereits gesetzt.“

„Und was spricht man denn eigentlich?“ fragte Eudoxia verstimmt.

„Der Patriarch finde diese Art von Festen unpassend für ein christliches Volk und wolle sie abschaffen,“ versetzte Castricia.

„Dasselbe hörte auch ich,“ bemerkte Marsa gleichgültig, „legte aber nicht das leiseste Gewicht darauf, da man ja zur Genüge seine ascetische Gesinnung kennt und sich daher nicht wundert, wenn lächerliche Gerüchte über ihn ausgestreut werden.“

„Es ist aber unerträglich,“ rief Eudoxia höchst verstimmt, „daß diese Gerüchte immer eine gewisse Spitze . . . oder Färbung — wie soll ich sagen? — gegen mich haben.“

„Wäre ich Kaiserin, sollte mich das nicht bekümmern,“ rief Thaïs harmlos. „Es ist ja ganz na=

türlich, daß der Patriarch, ein alter kränklicher frommer Priester, zuweilen andere Ansichten hat, als die junge schöne weltbeherrschende, weltbesiegende Augusta."

„So schweige er über seine Ansichten!" rief Eudoxia ungeduldig.

„Das würde freilich geziemender sein," antwortete Thaïs bestürzt.

„Vielleicht thut man ihm Unrecht," nahm Eudoxia mit mehr Fassung das Wort. „Es hat ja Niemand einen sichern Gewährsmann zu nennen — und auf Volksgeschwätz ist nichts zu geben."

„Man muß dem Geschwätz bis auf den Grund nachspüren, um es zu widerlegen," sagte Eugraphia.

„Das wünsche ich eben!" sagte Eudoxia lebhaft, „es wird Dir gewiß gelingen zu erfahren, wer es zuerst ausgesprengt hat — und weiß ich das, so weiß ich genug."

Chrysostomus war das einzige menschliche Wesen, das der Kaiserin imponirte. Allen andern fühlte sie sich überlegen, ob mit Recht oder mit Unrecht — gleichviel! sie behandelte alle andern mit dem Gefühl der Ueberlegenheit. Ihn nicht. Gern hätte sie es gethan; aber sie brachte es nicht dahin. Sie mogte reden und handeln, wie sie wollte — in tiefster Seele konnte sie das Gefühl von Inferiorität nicht los werden, wenn sie sich in Gedanken dem

Patriarchen gegenüber stellte. Es war ein beständiger Dorn, der ihren Stolz verletzte und reizte. Waren ihre Beziehungen zum Patriarchen freundlicher Art, so beschwichtigte sie diesen Hochmuth einigermaßen durch die Betrachtung, daß die Ueberlegenheit eines heiligmäßigen Mannes keine Kränkung sei; wurde sie aber gegen ihn verstimmt: so schien es ihr zuweilen unmöglich, in ihrer Residenzstadt einen Mann zu dulden, der nicht von seinem Patriarchenstuhl herab vor ihrem Willen auf die Knie fiel. In letzter Zeit waren die Beziehungen sehr freundlich gewesen. Chrysostomus mied mit sorgsamster Schonung ihrer Schwächen, so weit es möglich war, jeden Anstoß, den Eudoxia an seinen Worten oder an seinem Thun und Lassen hätte nehmen können. Sie glaubte, daß sie ihn für sich gewonnen habe, weil eigentlich sie es gewesen war, die ihn auf seinen Sitz zurückrief. Sie hielt seine weise Schonung, welche hauptsächlich den Frieden der Kirche im Auge hatte, für Dankbarkeit — während sie im geheimsten Winkel ihrer Seele ihm Dank wußte, daß er den Groll des Volkes von ihr ab- und dessen Liebe ihr zuwendete. In ruhigen Zeiten ertrug sie auch das, obschon das Bewußsein, Dank zu schulden, einem Character wie dem ihren peinlich ist; — doch in unruhigen Zeiten wurde es ihr zur quälenden Last und nur, um nie durch den

Anblick des Patriarchen an dieselbe gemahnt zu werden, hätte sie schon seine Entfernung gewünscht. Für hochmüthige Seelen ist es unerträglich zu denken, daß Gott etwas Besseres, Höheres, Vollkommneres schuf als sie, und unbegreiflich, weshalb er es hatte thun können.

Da die Kaiserin Eugraphia ersucht hatte, ihr nicht mehr den Eugenius als Boten mit geheimen Aufträgen zu schicken, weil sich Gunild dadurch verletzt fühle: so schickte Eugraphia ihr jetzt den Florus, um die nöthige Auskunft über das Gerücht zu geben, welches sie so sehr verdroß. Die Kaiserin wußte, mit wem sie es zu thun habe, allein sie hielt Florus für ein sehr brauchbares Werkzeug und ließ sich deshalb seine Dienste, wenigstens indirect, und sein Erscheinen vor ihr gefallen. Aber sie fragte mit Schärfe:

„Nun? hat man entdeckt, ob das Gerücht unter einer Eiche oder einer Platane ersonnen wurde?“

„Ich habe nur zu melden, erhabenste Augusta, daß das bewußte Gerücht kein Gerücht ist, sondern auf einer Thatsache beruht,“ erwiederte Florus ehrfurchtsvoll.

„Beweise es,“ sagte sie kurz.

„Der Patriarch war bei Optatus und ersuchte ihn, der als Präfect der Stadt die Feste anzuordnen hat, diesem heidnischen Unwesen entgegen zu treten.“

„Wirklich? . . . . bei Optatus selbst?“ fragte sie zweifelnd.

„Bei Optatus selbst!“ wiederholte Florus mit Zuversicht. „Die erlauchte Eugraphia glaubte aus verschiedenen Anzeichen schließen zu dürfen, daß das Gerücht aus dem Pallast des Präfecten komme. Da dies nun im höchsten Grade unwahrscheinlich war, so sendete sie mich mit der einfachen Frage zu Optatus, wie sich die Sache verhalte, und er gab mir die einfache Auskunft, welche ich so eben der erhabensten Augusta hinterbrachte. Selbstverständlich setzte er hinzu, daß er im Hinblick auf Deine Befehle das Ersuchen des Patriarchen abgelehnt und darüber geschwiegen habe, um nicht das Volk aufzuregen, das mit Leidenschaft diese Festlichkeiten liebe und erwarte.“

„Optatus hat verständig gehandelt,“ sagte Eudoxia mit mühsam unterdrücktem Zorn. „Geh' und sage ihm, ich verdoppele die Summe, welche ich für die Feste bestimmt hätte und er möge sie demgemäß einrichten.“

„Das wird ihn unendlich beglücken, und freudig wird er das Volk auf die Munifizenz der herrlichsten Augusta aufmerksam machen.“

„Und sage ihm ferner, er möge die Aufstellung der Statue beschleunigen. Sie ist ein köstliches Kunstwerk, das in Verbindung mit der prächtigen

Porphyrsäule, dem Volk zur Befriedigung, der Stadt zum Schmuck gereichen wird."

Sie entließ Florus und blieb in einem namenlosen Zorn gegen Chrysostomus zurück, der in ihren Augen ein Majestätsverbrecher wurde und im Einverständniß mit Kaiser Honorius auf ihre Demüthigung vor allem Volk sann. Chrysostomus hatte weiter nichts gethan, als den Präfecten Optatus ersucht, die Festlichkeiten nicht an kirchlichen Festtagen zu begehen und sie nicht vor der Thür der Sophienkirche zu veranstalten — zwei Dinge, die in der Hand des Präfecten lagen und die Kaiserin gar nicht berührten. Im tiefsten Vertrauen hatte der Patriarch seine Bitte gestellt, um zu vermeiden, daß sie nicht zu irgend einer Verdächtigung Anlaß gebe. Optatus aber, ein geheimer Verbündeter Eugraphia's, theilte ihr eiligst das Ansinnen des Chrysostomus mit; und aus ihrem Hause stammte jenes Gerücht, über welches Florus jetzt der Kaiserin ein so helles — falsches Licht anzündete.

Sie ging zum Kaiser, sie weinte über die Doppelzüngigkeit des Patriarchen, der Ergebenheit heuchele, während er sie zu erniedrigen trachte; — über die Demüthigung, welche der Majestät widerfahre; — über das Einverständniß mit Kaiser Honorius, nämlich mit Stilicho und Serena; — über ihr eigenes trauriges Schicksal, das ihr in

ihrer eigenen Residenz einen so unerbittlichen und mächtigen Feind ihres Ruhmes, ihres Glücks, ihres Friedens gesetzt habe; — und schloß mit der Betheuerung: sie selbst und ganz Constantinopel könnten unmöglich zu dauernder Ruhe gelangen, so lange Chrysostomus auf dem Patriarchenstuhl sitzend, seine Ränke spinne, — ein Schluß, mit welchem Kaiser Arcadius vollkommen einverstanden war und der die Folge hatte, daß zu der Kirchenversammlung, die Chrysostomus wünschte, abermals seine entschiedenen Gegner von der Eiche eingeladen wurden.

Nur nahm man sich vor, jetzt solche Maßregeln zu treffen, daß die Entsetzung zur vollendeten Thatsache werde.

Inzwischen fand die Errichtung der Statue mit ganz ungewöhnlichem Gepränge statt. Festzüge von Tänzern und Sängern in prächtigen Kleidern führten kunstvolle Reigen um die Säule auf und sangen Lieder zu Ehren der „göttlichen Augusta,“ wie das zu heidnischer Zeit üblich gewesen war, aber das christliche Gefühl beleidigte. Dann aber folgten Vergnügungen anderer Art. Schamlose Possenreißer, unsittliche Schauspiele, zügellose Tänze, stürzten das Volk in einen Rausch wilder Ausgelassenheit, den die Schmausereien und die Zechgelage noch erhöhten. Die rohe Sinnlichkeit fand ihr volles Behagen. Während drei Tagen

und Abends bei Fackel- und Lampenbeleuchtung, schwelgten Auge, Ohr und Zunge in ihren entsprechenden Genüssen. Speise und Trank wurden massenhaft gespendet; Musik und Gesang verstummten nicht; die Spässe der Possenreißer, die niedrigen Bühnenspiele hörten nicht auf. Das Alles geschah zu Ehren der Kaiserin, zu Füßen ihrer Bildsäule, die auf den Unfug und das Getümmel herabsah; zugleich aber auch in nächster Nähe der Sophienkirche. Das wüste Getöse störte die Feier des Gottesdienstes, das Gebet der Andächtigen. Das Gedränge der Volksmasse, die Frechheit der Lieder, Tänze und Schauspiele, hielt vom Besuch der Kirche Viele zurück, die nicht den Muth hatten dies Babel zu durchdringen, während Andere den Verlockungen folgten und neugierig zum Possenreißer statt zum Gottesdienst gingen.

An einem dieser Tage bestieg Chrysostomus die Kanzel; denn wenn tausend Stimmen zum Bösen lockten, sollte wenigstens eine Stimme sich dagegen erheben. Er sprach über die unendliche Nichtigkeit dieser Feste und über die unendliche Gefahr, in ihren wüsten Berauschungen Gott zu beleidigen. Dann hob er mit heiligem Freimuth das Bedenkliche hervor, solche Feste zu veranlassen und ungeheuere Summen für sie zu verschwenden.

Als Eugraphia und Marsa der Kaiserin ihren

Bericht über das Entzücken und die Dankbarkeit des Volkes abstatteten, sagte Marsa mit großer Bestimmtheit:

„Herrliche Augusta! bei der begeisterten Stimmung des Volkes für seine Kaiserin, ist es ganz nothwendig, daß nunmehr ein entscheidender Schritt geschehe.“

„Inwiefern?“ fragte Eudoxia; — „ich habe von meinem guten Volk nichts weiter zu verlangen, als daß es mir zugethan sei und meinen Anordnungen sich füge.“

„Das wird es gern thun, wenn es nicht fort und fort gegen Dich aufgestachelt wird,“ sagte Marsa.

„Ist schon wieder etwas vorgefallen?“ fragte Eudoxia mit krauser Stirn.

„Das Aergste, was durch Worte ausgedrückt werden kann.“

„Ich frage nicht, wer hat — aber ich frage, was ist gesprochen,“ sagte Eudoxia befehlend.

„Meine Lippen weigern sich es auszusprechen,“ entgegnete Marsa.

„Es muß sein!“ rief Eudoxia.

„Sprich du,“ sagte Marsa zu Eugraphia, „ich finde keine Worte.“

„Nun also?“ wendete sich Eudoxia in heftigster Spannung an diese; — „was hat er gesagt. Ich bin auf Alles vorbereitet.“

„In ascetischer Entrüstung über die laute Freude des Volkes hat er gesagt, — auf der Kanzel der Sophienkirche gesagt: Herodias tanzt und begehrt das Haupt des Johannes.“

„Das ist einfach ein Satz aus der heil. Schrift,“ entgegnete Eudoxia befremdet. „Ich kann darin keine Beleidigung sehen . . . . nicht einmal irgend eine Anspielung.“

„Wie gütig Du bist, herrlichste Augusta, sagte Eugraphia im Ton der Bewunderung. Allerdings dürfte man ja annehmen, er habe durch dies Beispiel nur zeigen wollen, wie die Augenlust zu großen Verbrechen verführen könne. Allein die Auslegung, die er dem Bilde gab, war der Art, daß all' seine Zuhörer — und sie zählten nach Tausenden! — von der Ueberzeugung durchdrungen waren, er meine, eine neue Herodias bethöre blendend den Kaiser und das Volk, um der allgemeinen Zustimmung sicher zu sein, wenn sie das Haupt eines andern Johannes fordere.“

„Und dies hat einen so ungeheuern Eindruck gemacht,“ setzte Marsa hinzu, „daß die Kinder auf der Gasse singen: Herodias tanzt und verlangt das Haupt des Johannes; — daß die Sclavinnen am Webstuhl es singen . . . . und fragt man sie nach der Bedeutung und sind sie sicher nicht verrathen zu werden: so flüstern sie den erhabenen Namen der Augusta.“

„Das Maß ist voll!" rief Eugraphia. „So hat noch nie ein Patriarch gegen die Majestät gehandelt."

„Ja! das Maß ist voll!" wiederholte Eudoxia mit schneidender Kälte. „Jetzt wird man anders handeln, wenn der entscheidende Augenblick kommt."

Es war ihre Absicht, den Bischof Severian auf den Patriarchensitz zu erheben. Aber so sehr die Damen auch seine liebenswürdige Beredsamkeit und sein weltfeines Benehmen bewunderten, so erklärten sie doch, diese Ernennung werde keinen Beifall finden. Severian sei abermals ein Fremder, aus einer kleinen syrischen Stadt, dem Volk von Constantinopel ganz unbekannt, nur am Hof beliebt. Man müsse fürchten, daß sich die Geistlichkeit beleidigt von ihm zurückziehen werde, da sie verlangen könne, daß man aus ihren Reihen den Patriarchen wähle — und zwar den greisen verdienstvollen Erzpriester Arsacius, den damals Eutrop höchst kränkender Weise hinter Chrysostomus gestellt habe.

Die Kaiserin fand im Stillen, daß der Widerspruch etwas Unerträgliches sei, möge er von Feind oder Freund ausgehen. Um aber die Schwierigkeiten nicht noch mehr zu häufen und im Hinblick auf die achtzig Jahre des Arsacius, bequemte sie sich dazu, ihn vorläufig zum unmittel-

baren Nachfolger des Chrysostomus zu bestimmen. Sie wies die Damen an, in dieser Richtung die Gemüther bearbeiten zu lassen, und siegesgewiß gingen diese mit frischem Muth an ein Werk, das sie schon so lange, doch nicht mit gleichmäßig entschiedener Zustimmung der Kaiserin betrieben hatten.

Der entscheidende Schlag.

Eine große Menge von Bischöfen hatte sich auf das Ausschreiben des Kaisers eingefunden, um die Frage zu untersuchen, ob Chrysostomus einer Schuld überführt werden könne, die seine Entsetzung rechtfertige. Theophilus, gedemüthigt durch seine erste Niederlage, fürchtete eine zweite, kam nicht, schickte aber andere Bischöfe, die er hinterlistig gegen Chrysostomus einnahm. Dennoch schien die Zahl seiner Anhänger die seiner Gegner zu überwiegen.

Da führte Eudoxia ihren großen Schlag. Man befand sich in der Charwoche des Jahres 404. Der Kaiser hatte die fromme Gewohnheit, am Ostertage seine Andacht mit allem Volk in der Sophienkirche zu feiern, wo der Patriarch celebrirte. Jetzt ließ er ihm sagen, er werde nicht kommen, weil es dem Kaiser nicht gezieme, sich zur Kirchengemeinschaft eines Bischofs zu halten, der entsetzt sei und sich

noch nicht über vielfache Anklagen gerechtfertigt habe.

Dies war die Losung zum Ausbruch der offnen Feindseligkeiten. Die Erklärung des Kaisers, immer so gewichtig, noch gewichtiger in seiner Residenzstadt und unter den obwaltenden Verhältnissen — erschreckte die ängstlichen Gemüther und bestimmte die schwankenden dergestalt, daß manche Bischöfe, die sich bisjetzt zu Chrysostomus hielten, ihn verließen. Die Zeiten des Kaisers Valens waren noch nicht fern genug, um nicht Manchen an die Schrecknisse der Verfolgung und Verbannung der Bischöfe, der Verlassenheit der Gemeinden zu erinnern. Unverholen wurde ausgesprochen, daß die Kaiserin entschlossen sei, den Stuhl des Patriarchen anders zu besetzen. Wolle man Frieden mit der Kaiserin haben, müsse man nachgiebig sein und umsomehr, da der Einzelne gar nichts, weder an der Sache, noch an ihrer Entscheidung zu Ungunsten des Chrysostomus, ändern könne. Noch Andere, Männer von bester, frömmster Gesinnung, waren dem Netz von Ränken, von Lügen, von Entstellungen, das sie umspann, nicht gewachsen; sie durchschauten es nicht, sie wurden betäubt von der Aufregung, die sie umtobte — und folgten der Strömung. Zwei undvierzig Bischöfe hielten wiederum treu und fest zu Chrysostomus, erkannten das Winkel-Conzil an

der Eiche nicht an, folglich auch nicht die Rechtmäßigkeit seiner Entsetzung und ebensowenig die Behauptung, daß er ein Eindringling sei. Allein die Mehrzahl wurde fortgerissen durch die Heftigkeit seiner Gegner, bestätigte die Entsetzung und zeigte dies Urtheil dem Kaiser an mit dem Ersuchen, es verkündigen zu lassen.

Arcadius that es. Er wußte, daß kein Atom von Schuld an Chrysostomus hafte — daß man ihn nur deshalb so schleunig entsetze, weil man verzweifle, den geringsten Makel an ihm zu finden; aber Eudoxia wollte es — und er that es. Das warnende Bild, das Chrysostomus in der Herodias aufgestellt hatte, machte Eudoxia zur Wirklichkeit: nicht ihr Tanz — doch ihr Lächeln oder ihre Thränen waren maßgebend für die Handlungsweise des Kaisers. Er mußte jetzt den letzten Schritt thun — und ihn grauete davor.

„Die Milde ist die Glorie der Macht," sprach Bischof Severian zum Kaiser; „allein feste Entschiedenheit bis zur äußersten Grenze für das Recht, ist die Basis der Macht und die Grundlage ist ihr nothwendiger als die Glorie. Es wolle Dir jetzt gefallen, o glückseligster Augustus, den verurtheilten abgesetzten Chrysostomus von seiner Cathedralkirche und aus Deiner Residenzstadt zu entfernen."

„Nur dadurch wird der Urtheilsspruch vollzogen,"

setzte Bischof Antiochus von Ptolemaïs hinzu; „und die Würde des Conzils müßte darunter leiden, wenn Du, o frommster Augustus, die Vollziehung verzögern wolltest.“

„Abgesehen davon,“ nahm Bischof Akazius von Beröa das Wort, „daß das Volk von Constantinopel in wachsender Aufregung, theils für, theils gegen Johannes Chrysostomus ist, und leicht zu aufständiger Bewegung verführt werden kann.“

„Und daß die Heerde ebensowenig ohne einen treuen Hirten — als unter der Führung eines treulosen bleiben darf,“ sagte Eudoxia, um dem Gesuch der Bischöfe ihr Gewicht beizulegen.

„Alles was Ihr sagt, meine ehrwürdigen Väter, ist an sich richtig und zu erwägen,“ antwortete der Kaiser; — dennoch will sich mein Gewissen nicht überzeugen lassen, daß es auf den gegenwärtigen Fall anzuwenden sei.“

„Die rechtmäßigen Richter des Chrysostomus haben das Gesetz über ihn befragt und wenden das Gesetz auf ihn an. Welche Einsprache könnte das zarteste Gewissen noch erheben?“ fragte Severian.

„Ist es nicht äußerst großartig, das Gewissen dem Gesetz zu unterwerfen?“ fragte Antiochus.

„Es ist dies ein so ungewöhnlich wichtiger Fall,“ erwiederte der Kaiser, „theils wegen der hohen Würde, die Chrysostomus als der Erste nach dem

Oberhaupt der Kirche zu Rom einnimmt; — theils wegen der hohen Tugend, die ihn während fünfzig Jahren ausgezeichnet hat und ihn auch hier in den Augen der Gläubigen zu einem Heiligen macht: — daß die höchste Vorsicht nothwendig ist."

„Willst Du uns, o Herr, zu den Ungläubigen zählen," fragte Eudoxia lächelnd, „weil wir nicht den Chrysostomus für einen Heiligen, nicht für das Ideal der reinsten und höchsten Tugend halten?"

„Das ist nicht meine Meinung," entgegnete Arcadius verwirrt. „Aber eine solche Entsetzung gibt immer ein ungeheures Aergerniß und ein schlechtes Beispiel für die Zukunft."

„Wir nehmen alle Folgen auf uns, unüberwindlicher Augustus," sagte Severian.

„Das thun wir auch!" riefen die beiden andern Bischöfe.

„Jetzt wird Dein zartes Gemüth beruhigt sein — nicht wahr, geliebtester Herr?" fragte Eudoxia.

„Ich wage nicht länger mich der Entscheidung der ehrwürdigen Väter zu widersetzen," sagte Arcadius. „Ich unterwerfe mich, obschon ich nicht vollkommen überzeugt bin."

„So ist nun einmal die arme menschliche Natur beschaffen," sagte Bischof Severian mitleidig: „nur ein starker Willensact unterwirft sie. Des-

halb ist die Abtödtung in dieser Richtung eine so große, weil so mühsame Tugend."

Der Sieg war gewonnen. Arcadius schickte dem Patriarchen den Befehl zu, die Sophienkirche zu verlassen und sich vor dem Osterfest aus der Stadt zu entfernen. Der Patriarch erwiederte: Gott habe ihm diese Kirche anvertraut, um für das Heil der Seelen in ihr zu wirken; er dürfe sie nicht verlassen. Die Stadt aber gehöre dem Kaiser. Wolle dieser ihn nicht dulden, so möge er ihn hinausjagen.

„Du siehst, geliebtester Herr," sagte Eudoxia, „der Patriarch ist auf seine Entfernung vorbereitet; also zögere nicht."

Aber noch immer zögerte der Kaiser und traf halbe Maßregeln. Er befahl einem Centurio der Leibwache, den Chrysostomus im Patriarchalpallast so zu hüten, daß er nicht die Kirche betrete.

Nun entstand eine ungeheure Aufregung unter den Gläubigen; sie sahen, daß man ihnen wirklich den Patriarchen entreißen wolle, und gerade zum Osterfest, wo er an dreitausend Catechumenen das Sacrament der Taufe spenden sollte. Unmuth und Trostlosigkeit bemächtigte sich der Gemüther. Man konnte und wollte nicht glauben, daß Chrysostomus seinen Gegnern erliegen müsse. Alle Gotteshäuser waren überfüllt, um die ewige Gerechtigkeit zum Schutz des Gerechten mit Gebet und Thränen anzuflehen.

So wurde es Charfreitag. Der Kaiser und die Kaiserin begaben sich zum Gebet in die Kirche der heiligen Martyrer. Dort hatten sich die zweiundvierzig Bischöfe versammelt, die immer treu zu Chrysostomus und zur Wahrheit hielten. Sie waren entschlossen, öffentlich vor allem Volk, am heiligen Tage und auf heiliger Stätte, den Versuch zu machen, eine furchtbare Gewaltthat zu hindern. Dem Volk war diese Kunde zugekommen. Es strömte jener Kirche zu. Als Arcadius und Eudoxia erschienen, fanden sie den ganzen Vorhof und den Portikus, der ihn umgab, überfüllt mit Menschen, welche ihnen wehklagend und bittend die Hände entgegenstreckten, anstatt sie mit frohlockendem Zuruf zu begrüßen. In der Vorhalle aber standen die Bischöfe, lauter ehrwürdige, fromme Männer, und der milde Elpidius von Laodicea führte das Wort und beschwor den Kaiser, sich der Kirche Jesu Christi zu erbarmen, der trauernden Heerde den Oberhirten wiederzugeben, und nicht die Weihe des hehren Festes so furchtbar zu verstören. Der Kaiser schwieg beängstigt. Die Kaiserin sah unzufrieden aus, würdigte den Bischof keiner Antwort und machte eine ungeduldige Bewegung. Da trat der greise Bischof Paul von Pontus zu ihr heran und sagte dringend:

„Fürchte Gott und erbarme Dich Deiner Kinder. Ein ungerechtes Urtheil bringt kein Heil.“

Sie wendete sich unwillig von ihm ab und ging schweigend und ohne Gruß an den Bischöfen vorüber. Der Kaiser folgte ihr. Voll Trauer und Sorge entfernten sich die Bischöfe; voll ängstlicher Spannung das Volk. —

Eudoxia kehrte unmuthig und verstimmt von dem Kirchenbesuch zurück, hegte nur Gedanken des Zorns, nicht der Versöhnung, und fand es ungelegen, daß gerade Gunild erschien und um Gehör bat.

„Wie bleich Du aussiehst,“ sagte Eudoxia, „Du bist unwohl . . . . begib Dich zur Ruhe.“

„Mir ist wohl,“ versetzte Gunild, „und der Ruhe bedarf ich nicht. Ich komme auch nur, um zum letzten Mal vor der erhabenen Augusta zu erscheinen.“

„Wie so?“ rief Eudoxia; — „willst Du Dich denn gleich nach Deiner Taufe in ein Kloster begeben?“

„Das doch nicht ohne vorhergegangene Prüfung.“

„Wohin denn willst Du gehen, Gunild?“

„Zur Diaconissin Olympia, hohe Herrin?“

„Zur glühenden Anhängerin des Chrysostomus?“

„Zu ihr.“

„Dieser Schritt in diesem Augenblick ist undankbar und beleidigend für mich!“ rief Eudoxia erzürnt. „Du weißt, wie ich ersehnt habe, Dich im Bund der Christen aufgenommen zu sehen — und jetzt, da es geschieht, verläßt Du mich, die ich seit

Jahren als Mutter und Freundin für Dich sorgte und Dich liebte und unerschöpfliche Nachsicht mit Deinem schroffen Wesen hatte — und gehst zu einer Fremden! Gingest Du in eine klösterliche Genossenschaft, so würde ich das gern gestatten und voraussetzen, es sei ein himmlischer Ruf an Deine Seele ergangen; aber zu Olympia und ohne alle Veranlassung — das gebe ich nicht zu."

„Eine zwingende Veranlassung treibt mich von Dir fort," sagte Gunild beklommen.

„Die Pflicht der Dankbarkeit sollte stärker sein," erwiederte Eudoxia.

„Unmöglich!" rief Gunild; — „Du weißt es ja: ich bin aus einem Stück. Wo mein Herz ist, da bin ich ganz. Mein Herz gehört der Kirche an, der Kirche, die Johannes Chrysostomus im Namen und an der Stelle Jesu Christi leitet. Bei der Kirche will ich bleiben und zu ihren Anhängern mich halten . . . . folglich muß ich Dich verlassen, erhabene Herrin, denn im Kaiserpallast erkennt man nicht mehr den Patriarchen als rechtmäßigen Oberhirten an."

„Wer hat denn Dir offenbart, daß er der rechtmäßige Oberhirt sei?" fragte Eudoxia schneidend.

„Das haben seine Feinde gethan, Herrin."

„Du faselst, armes Kind," sagte Eudoxia verächtlich.

„Ein schlechter Priester öffnete mir den Weg zur Kirche,“ entgegnete Gunild ruhig. „Ich dachte: eine Kirche müsse auf göttlichem Fundament ruhen, die durch solche Diener nicht zu Grunde gerichtet werde. Jetzt sehe ich wiederum Geistliche, theils jenem ähnlich, theils freilich auch nicht, aber doch verwickelt in Weltlichkeit, mit Weltleuten und Weltfrauen, als heftige Gegner des Patriarchen auftreten; und ich schließe daraus, daß auch er, wie die Kirche, auf einem unerschütterlichen Fundament stehe. Und deshalb hänge ich so fest ihm an, wie Olympia, wie Amantius, wie die zweiundvierzig getreuen Bischöfe, wie der fromme Theil des Clerus und wie die große Masse des gläubigen Volkes.“

„Aber Amantius verläßt mich deshalb nicht .... Volk und Clerus empören sich deshalb nicht gegen mich .... gegen den Kaiser!“ rief Eudoxia.

„Auch ich empöre mich nicht,“ entgegnete Gunild. „Die Herrin fragte und ich habe einfach geantwortet. Was Amantius betrifft, so ist er ergraut im Christenthum und steht fest. Ich aber muß meinen jungen Glauben von einem Boden hinwegflüchten, den ein Schisma bedroht.“

„Und die Schuld an diesem Unheil trägt in Deinen Augen .... Niemand anders als die Kaiserin?“ fragte Eudoxia scharf.

„Dies entscheide jenes Auge, das in's Verbor-

gene sieht; — ich beschuldige Niemand und das Reich der Welt ist ja im beständigen Kampf mit dem Reich Gottes."

„Aber der Einzelne kann sich so und anders aussprechen!" rief Eudoxia. „Ich, die Kaiserin, habe mich ausgesprochen und Du — ein Wesen, das mir Alles verdankt! Du trittst als ächte Tochter eines Verräthers zu meinen Feinden über! . . . Geh! . . . . ich könnte Dich verbannen nach Thessalien, Deiner rauhen Heimath; . . . . aber ich bin großmüthig bis zum Ende! ich verbanne Dich nur von meinem Angesicht! ich will zu vergessen suchen, daß Du den Augenblick, den ich ersehnt habe und segnen mögte, mit so schwarzem Undank befleckst, daß ich mich mit bitterm Schmerz von ihm abwenden muß."

„Nein! . . . o nein!" rief Gunild und sank der Kaiserin zu Füßen, „ich bin nicht undankbar . . . nicht unwerth Deiner Huld. Könnte ich mit dem Opfer meines Lebens die Verhältnisse ändern — o Herrin, ich würde es mit Wonne bringen. Aber so wie sie jetzt stehen — muß ich mich zu dem heiligen Greise halten, welcher der Oberhirt der Kirche ist, zu der ich mich nun bekenne."

„Die Kirche bleibt unveränderlich dieselbe, gleichviel welchen Namen ein Bischof führt," sagte die Kaiserin.

„In ihren Dogmen und ihren Sacramenten — ja. Was deren Auslegung und Anwendung betrifft — nein!“ rief Gunild, immer zu Füßen der Kaiserin. „Es ist nicht gleichgültig, ob der Hirt sich bemüht, seine Heerde zu den Weiden des ewigen Lebens zu führen, oder ob er sie in der Wildniß der Welt umherirren läßt.“

„Du wirst mir zutrauen, daß ich mehr Einsicht habe, als Du über die Eigenschaften, die einem Patriarchen nothwendig sind! Ueber Chrysostomus haben zwei Concile den Stab gebrochen. Mein Gewissen ist ruhig.“

„Auch das meine,“ sagte Gunild tieftraurig.

„Mögest Du es nie bereuen,“ sagte Eudoxia kalt und wendete sich ab.

„O laß mich erst Dir danken!“ rief Gunild und ergriff den Saum von Eudoxia's Gewand; — „danken für alle Huld, alle Liebe, alle Nachsicht dieser Jahre! Danken . . . . für jedes gute Wort, jeden freundlichen Blick, jedes Zeichen des Wohlwollens! Danken . . . . für Deine mütterliche Sorgfalt, für Deinen kaiserlichen Schutz!“ . . . —

„Spare Deine Worte,“ unterbrach Eudoxia; „sie haben keinen Sinn in einem Augenblick, wo Deine Handlungsweise — Undank ist.“

Und mit einer raschen Bewegung machte sie sich los und verließ das Gemach. Gunild erhob sich

in Thränen und begab sich nach ihrem Zimmer, wo Amantius sie erwartete.

„Du nahmst Abschied?“ fragte er theilnehmend.

„O, es war kein Abschied!“ rief sie: „es war ein Verbannungsurtheil . . . der Gesinnung nach! O, das Bekenntniß des wahren Glaubens fordert schwere Opfer. Als Arianerin wäre ich Lebenslang im Pallast der Kaiser, ein Schooßkind der Kaiserin geblieben. Als Christin hab' ich keine andere Stätte, als die, welche die Barmherzigkeit mir anbietet.“

„Dadurch bewährt sich der Ernst Deines Glaubens,“ erwiederte Amantius. „Du bekennst Dich zur Nachfolge Desjenigen, der auf Erden keine Stelle hatte, die er sein eigen nennen durfte. Jetzt kannst Du sie thatsächlich üben bei Deinem ersten Schritt in die Kirche hinein. Wer das Kreuz erfaßt, erfaßt das Opfer — in doppelter Beziehung: das Opfer des Gottmenschen und das Opfer des natürlichen Menschen. Hängt Christus für Dich am Kreuz — wohlan, edle Gunild, so hänge Du Dich an ihn.“

Sie trocknete ihre Thränen und fragte:

„Du bist so treu und bleibst doch hier?“

„Man kennt mich als unerschütterlich durch irgend eine weltliche Rücksicht und meine unbedingte Anhänglichkeit an den Patriarchen. Niemand wird

den leisesten Versuch machen, mich umzustimmen. Wer weiß aber, ob nicht hier mit der Zeit eine Umstimmung eintritt."

„Ah — Du hoffst!" rief sie überrascht.

„Die Hoffnung ist eine christliche Tugend," erwiederte Amantius; „sie ist die Tochter des festen Glaubens und der heiligen Liebe."

„Hoffst Du für die Kaiserin oder für den Patriarchen?" fragte sie dringend.

„Ich hoffe auf Martyrer," sagte Amantius.

„Wohlan!" rief sie, „so wollen wir mit ihm sterben."

„O nicht Du, edle Gunild! Dein junges Leben ist nicht reif für das Marterthum," sprach Amantius sanft und traurig. „Aber es ist Alles vorbereitet zu einem entscheidenden, furchtbaren Schlag. Die Feinde des Patriarchen haben Truppen in die Stadt gezogen, auf die sie sich hinlänglich verlassen können, um keinen Volksauflauf zu fürchten — und ich glaube, daß der Augenblick gekommen ist, wo der Patriarch sagen wird, wie Christus der Herr sagte, als er in sein bitteres Leiden einging: Dies ist Eure Stunde und die Gewalt der Finsterniß. Er wird ihr unterliegen! Für Dich aber naht eine andere Stunde — eine lichte, eine selige. In der Oster-Nacht wirst Du das Bad der Wiederge-

burt empfangen und für diese Gnade vermag weder ich noch irgend eine menschliche Zunge Dir den geziemenden Glückwunsch zu sagen."

Eine himmlische Freude verklärte Gunildens trauriges Auge.

„Ja!" sagte sie, „meine Seele wird reingebadet im Blut Jesu."

Die Ostervigilie.

Die altchristliche Kirche feierte keines ihrer Feste höher, als das der Auferstehung. War sie doch das Siegel auf der Urkunde des Erlösungswerkes. Die Vorfeier, welche heutzutage auf den Morgen des Charsamstages mit jenen Abänderungen des Ritus verlegt ist, die dadurch bedingt sind, daß die Taufe der Catechumenen wegfällt, weil die Kindertaufe allgemein eingeführt ist: jene Vorfeier — nämlich die Weihe des neuen Feuers, der Osterkerze und des Taufwassers — fand damals in der Osternacht unter allgemeiner Betheiligung der Gläubigen statt.

Dann herrschte zuerst tiefes Dunkel im Gotteshause. Alle Kerzen waren ausgelöscht; in keiner Lampe flimmerte das ewige Licht. Lag ja Christus im Grabe! bedeckten ja die Schatten des Todes die sündige, zagende Welt! zitterte das Menschenherz

ja noch im bangen Zweifel und im Bewußtsein der Schuld! Die Bußpsalme einstimmig und gedämpft gebetet, waren der Ausdruck dieser Gefühle.

Aber das Grab ist gesprengt; das Feuer der Liebe ist hell entflammt und will brennen. Die Pforte des Gotteshauses öffnet sich und eine Kerze, die außerhalb desselben am neuen Feuer angezündet wurde, wird in feierlicher Prozession hineingetragen und mit dem dreifachen Anruf: „Licht Christi!“ demüthig froh begrüßt. Die gedrückte Stimmung hebt und die bange Spannung löst sich.

Das Licht der Welt ist nicht untergegangen. Die göttliche Liebe besiegt den Tod und lebt und wirkt fortan auch in dieser Aschenwelt und hinter ihren Staubesschleiern. Die Osterkerze ist ihr Symbol; sie wird angezündet, sie brennt, — und mit namenlosem Entzücken bricht nun ein Lobgesang aus, der alle Engel im Himmel und alle Menschen auf Erden zusammenruft, um den Triumph der göttlichen Liebe zu feiern.

Doch das Ziel dieser Liebe ist der geheimnißvolle Bund des Gottmenschen mit der entsühnten, der geheiligten Menschheit, welcher sich in Seinem Blut durch die Sacramente der Taufe und der Eucharistie vollzieht. Die Catechumenen wandeln in langen Reihen zur Taufkapelle, nacheinander, erst die Frauen, dann die Männer; zuweilen sind

es Schaaren von Tausenden. Nach der heiligen Handlung empfangen sie das weiße Gewand der Neophyten und das Brod des ewigen Lebens.

Diese wunderbarschöne, geheimnißvollselige Feier füllte die Osternacht aus und ging dann in das Jubelfest des Ostertages über.

Die Spannung in Constantinopel war so groß, daß die Andacht, womit die Gläubigen dem hehren Fest der Auferstehung entgegen gingen, durch die heftigste Besorgniß getrübt wurde. Man erzählte sich, daß der Kaiser am Morgen des Charsamstags in der Sophienkirche erschienen sei, und als er den Patriarchen darin getroffen, ihm habe befehlen lassen, sich zu entfernen. Aber Chrysostomus verweigerte es. Welche Höhe mußte die Macht und der Haß seiner Widersacher erreicht haben — so schloß man — da der Kaiser nun den Befehl gab, den einige Personen des Gefolges sogleich ausführten, den Patriarchen zu umringen und in seinen Pallast zu geleiten. Würde dieser nun doch wagen, die feierlichen Handlungen zu vollziehen? und wenn er den Muth dazu habe — werde man wagen ihn darin zu stören?

Die Diaconissen Olympia, Pentadia und Procla hatten gewußt, ihren Catechumenen einen so tiefen Buß- und Andachtsgeist einzuflößen, daß sie mit frommer Ruhe der Vigilie entgegen gingen und die

Schreckensgerüchte, die auch zu ihren Ohren kamen, nicht beachteten.

„Ich will Christin werden," sagte Flora; — „die Umstände, unter denen ich es werde, sind mir gleichgültig."

Gunild seufzte und beneidete fast das stille Mädchen, dem die ganze äußere Welt todt war. Sie hatte diesen Abschluß nicht ganz machen können. Die Welt ist mächtig! Lebt man auch nur in ihr und nicht mit ihr, so genügt das schon, um die vollkommene Freiheit in leichte Fesseln zu schlagen. Aber es war nur flüchtiges Gewölk, das über die Sonne ihrer Glaubensfreude dahinzog, und ihr Wille wendete sich ab von den Erinnerungen an ihren Vater, an ihr Volk, an die Kaiserin und von allen Gedanken an die Gefahren der Kirche und an ihre eigene tiefe Verlassenheit. Einsam war ich ja immer, sprach sie zu sich selbst, und heimathlos habe ich mich gefühlt, so lange ich überhaupt eines Gefühles fähig war. Kommt nun auch noch die äußere Verlassenheit hinzu: so macht es der Herr aller Gnaden mir leicht und immer leichter, Ihm allein anzuhangen und Ihm auf dem Wege zu folgen, den Er für mich erwählen, auf den Er meinen Fuß stellen und leiten wird. — —

Auf die allgemeine Erregung Constantinopels hatte Eugenius seinerseits einen Plan gebaut, um

Gunild zu entführen. Es war nicht schwer, einen Tumult unter irgend einem Vorwand zu veranlassen. Die Widersacher des Patriarchen hatten dafür gesorgt, daß neugeworbene thrazische Soldaten nach Constantinopel und unter einen Führer ihrer Partei kämen. Dieser hieß Lucius und war ein Freund des Eugenius, also sehr bereit, ihm hülfreiche Hand zu leisten. Eugenius hielt die Ostervigilie für den geeigneten Augenblick zur Ausführung seines Planes. Er stellte seinem alten Oheim, dem Erzpriester Arsacius die Nothwendigkeit vor, endlich einmal die Sache zu beendigen und nicht länger den kläglichen Zwitterzustand dauern zu lassen, der durch das Verharren des abgesetzten Patriarchen auf seinem Stuhl, unfehlbar zu einem Schisma führen müsse. Da dieser trotzige Chrysostomus dem Befehl des Kaisers nicht gehorchen wolle und erklärt habe, nur Gewalt könne ihn von seiner Kirche trennen: so müsse man Gewalt brauchen und ihn möglichst bald aus der Stadt bringen.

„Ganz gut .... aber wohin? hat die Augusta sich schon darüber ausgesprochen?“ fragte Arsacius.

„So viel ich weiß, will sie ihn nach Klein-Armenien verbannen.“

„An den Fuß des Taurischen Gebirges? Nun wahrlich! das ist ein trauriger Verbannungsort!“

„Nicht für den Liebhaber des ascetischen Lebens," versetzte Eugenius höhnisch. „Er findet dort willkommene Gelegenheit zur Abtödtung. Du aber, ehrwürdigster Herr, bist als Erzpriester von Constantinopel und als der wahre Inhaber des Patriarchenstuhles verpflichtet, zur Ausführung der kaiserlichen Befehle zu schreiten."

„Du hast Recht, mein Sohn, aber die Befehle wechseln zuweilen."

„Um so mehr müssen die jetzigen schnell vollführt werden," sagte Eugenius dringend.

„Und wenn man mein Verfahren heute zwar weise — morgen aber ein Attentat nennt?" fragte der Greis besorgt.

„So ist die That geschehen — und das ist die Hauptsache."

„Sie kann mich aber um den Patriarchensitz bringen, mein Sohn!" sprach Arsacius bedenklich. „Dem Wankelmuth der Augusta ist nichts unmöglich."

„Ich bitte Dich, ehrwürdigster Vater, erwäge das, was ich Dir jetzt im tiefsten Vertrauen sagen muß," sprach Eugenius nachdrücklich. „Bischof Severian von Gabala steht in hoher Gunst bei der Kaiserin."

„Das weiß ich," versetzte Arsacius, „und er verdient sie . . . . denn er ist durch Muth und Beharrlichkeit eine Stütze der Gutgesinnten, an deren Spitze die erhabene Kaiserin steht."

„Aber weißt Du auch, ehrwürdiger Herr, daß die erhabene Kaiserin nichts sehnlicher verlangt, als den Bischof Severian zum Nachfolger des Chrysostomus zu machen?“

„Ich hörte es, mein Sohn, und ich wiederhole Dir, daß ich den Bischof von Gabala wegen seiner vortrefflichen Eigenschaften hochschätze und die Verehrung theile, welche die herrliche Augusta ihm beweist. Doch nie wird sie jenen Schritt wagen.“

„Ich mögte das Wagniß kennen, vor dem die Augusta zurückschreckt, wenn sie in der Laune ist, es durchzuführen!“ rief Eugenius ungeduldig.

„Nie wird sie wagen, einen Bischof, der seine syrische Mundart nicht abgelegt hat, zum Prediger in der St. Sophia zu bestellen,“ sagte Arsacius mit Nachdruck und Wichtigkeit.

„Ehrwürdiger Herr!“ rief Eugenius in höchster Ungeduld, „ist Bischof Severian unser Patriarch, so führt er die Staatsgeschäfte, anstatt zu predigen. Und jetzt erlaube mir, Dir kurz und klar zu sagen, daß sowohl er als die Augusta in Deinem Zaudern ein Gemisch von Schwäche des Alters und Characters, von Vorliebe für Chrysostomus, von Mangel an Ergebenheit gegen den Cäsar-Augustus“ .... —

„Mangel an Ergebenheit gegen den Cäsar-Augustus!“ stammelte Arsacius schreckenvoll.

„Ja, sogar gegen die Augusta selbst, sehen wollen" — sagte Eugenius.

„Aber, mein Sohn, weßhalb sagst Du mir das nicht gleich!" rief Arsacius entsetzt. „Du redest und redest . . . . und läßt die Hauptsache bei Seite. Jener fürchterliche, zerschmetternde Argwohn der Kaiserin soll auf der Stelle durch die That widerlegt werden. Geh zu unserm Freunde Anthemius, laß Dir den Befehl geben, der die Thracier zu Deiner Verfügung stellt und dann thue das Geeignete schleunigst. Und nun fort! fort! daß jener Verdacht mich nicht mehr treffen könne."

Heimlich frohlockend eilte Eugenius zum Präfekten des Pallastes und erfreute ihn durch die Kunde, daß mit der Gefangennehmung des Chrysostomus nicht zu zaudern sei, da die heiligen Handlungen des Osterfestes unmöglich durch einen abgesetzten Patriarchen gefeiert werden dürften.

„Gib mir dazu die Thracier, erlauchter Herr," sagte Eugenius zum Schluß. „Sie sind Fremdlinge und meistens dem Polytheismus zugethan — folglich ohne Sympathie weder für das Volk, noch für den Patriarchen."

„Da Du weißt, was Du zu thun hast," erwiederte Anthemius, „so verwende die Thracier unter dem Hauptmann Lucius dazu. Sie sind aber eine wilde, rohe Truppe und ich

hoffe, Du verhütest alles unnütze Blutvergießen.“

„Kein Tropfen Blut soll vergossen werden!“ rief Eugenius. „Wir erreichen ohne das unsern Zweck.“ —

Es war drei Stunden nach Mitternacht und die Sophienkirche überfüllt von Andächtigen. Die Osterkerze war bereits entzündet; Priester wechselten sich ab im lauten Psalmengebet und die Gläubigen stimmten ein. Die Taufe der weiblichen Catechumenen mußte nächstens zu Ende gehen, denn im hohen Chor machten die Diaconen schon die Vorbereitungen zur Ausspendung der heiligen Communion. Mit frommer Rührung erwartete man den Einzug dieser glückseligen weißen Schaar, die von dem einen Sacramente zum andern ging. Da entstand eine gewisse Unruhe in der Menge. Die Neophyten kommen! dachte Mancher. Aber das Gemurmel ging in Getöse über. Dröhnende Schritte, klirrende Waffen wurden gehört, erst im Vorhof, dann in der Vorhalle; und stürmisch drangen die thrazischen Soldaten in das Gotteshaus. Es entstand gränzenlose Verwirrung unter den Andächtigen. Die Einen wollten fliehen, die Andern bleiben, noch Andere sich in den Kapellen verbergen. Laute Wehklage, leises Wimmern, banges Angstgeschrei mischte sich mit den Flüchen und Verwün-

schungen der Thracier, die mit blankem Schwert und gefällter Lanze auf die Menge eindrangen, um sich Platz zu verschaffen, und diejenigen zu Boden stießen, welche nicht im Stande waren auszuweichen. Gräßliche Scenen ereigneten sich in dem wirren Getümmel. Blutende, Verwundete, Ohnmächtige hemmten die Schritte der Fliehenden, während Mütter ihre Kinder, Männer ihre Frauen zu schützen suchten. Immer vorwärts drängten die Soldaten; sie stürmten den Chor, nahmen Priester und Diaconen gefangen, weil möglicherweise Chrysostomus, den sie nicht kannten, sich zwischen jenen befinden konnte. Dann rissen sie den Tabernakel auf und die goldenen Gefäße heraus — als willkommene Beute.

Ein anderer Soldatentrupp hatte seinen Weg zur Taufcapelle genommen. Lucius führte ihn selbst an, denn es war glaublich, daß Chrysostomus hier sein werde und Lucius wollte ihn nicht in die rohen Fäuste seiner Thracier fallen lassen. Neben Lucius ging ein junger Soldat, der Waffen und Kriegertracht ungeschickt trug und mehr da zu sein schien, um Anleitungen zu geben, als um sie auszuführen.

Die Taufe der weiblichen Catechumenen war vollzogen, als der Tumult ausbrach. Bereit sich in die Kirche zu begeben, flüchteten sie nun Alle in

die Taufcapelle und in die Räume zurück, wo sie sich auf die heilige Handlung vorbereitet hatten, und instinktmäßig, wie wehrlose Lämmer, die bei ihrem Hirten Schutz suchen, drängten sie sich um den Patriarchen. Von der andern Seite kamen die männlichen Catechumenen herbei, die bis jetzt in besondern Sälen im Gebet verharrt waren. Als sie die eindringenden Soldaten gewahr wurden, warfen sie sich ihnen entgegen, um sie durch Ueberzahl zu bewältigen und von den Frauen und Priestern zurückzuhalten. Aber die Soldaten brauchten ihre Waffen; da floß Blut .... und floß in das Wasser der Taufe. Bei diesem grauenhaften Anblick warfen sich einige Priester und Diaconen zwischen die Bewaffneten und die Waffenlosen, um sie auseinander zu reißen; — auch sie wurden verwundet und die Soldaten suchten zu Chrysostomus zu gelangen, der, von einer compacten Masse von Geistlichen und von verschleierten Frauen umgeben, im Hintergrund der Capelle stand.

„Der ist's!... der Kleine mit der Mitra!... greift ihn!" rief Lucius seiner Truppe zu.

Urplötzlich verschwand die Mitra vom Haupte des Patriarchen. Eine leichte Frauenhand nahm sie hinweg.

„Das ist sie! das that sie!" rief der junge Soldat neben Lucius.

„Wer? was?“ fragte dieser.

„Ergreift den Patriarchen ... den Verräther! den Excommunicirten!“ rief der junge Soldat und suchte wüthend sich Bahn zu brechen, um jene große schlanke Frauengestalt zu erreichen, die ruhig und festverschleiert hinter Chrysostomus stand. Er kannte diese stolze Ruhe, diese königliche Haltung, diese Geistesgegenwart. Nur sie im Auge behaltend, machte er sich Platz, von mehreren Soldaten gefolgt, die mit dem Schaft ihrer Speere die Frauen zur Seite und zu Boden stießen. Er sah nur sie in dem tosenden Gedränge. Er sah nicht, daß ein Soldat im grimmigen Zornesrausch einen heftigen Schwertstreich gegen den Patriarchen führte — nicht, daß sich ein Weib diesem Streich entgegenwarf und ihn auffing — nicht, daß es mit leisem Aechzen zusammen knickte; — wohl aber, daß die schlanke Frauengestalt sich vorwärts bog, wie um Chrysostomus zu schützen oder die Hinsinkende aufzufangen. In diesem Augenblick hatte Lucius den Patriarchen erreicht und der verkleidete Eugenius seine Beute. Er riß sie hinweg, nahm sie auf die Arme, eilte mit ihr durch einen Seitenausgang in einen innern Hof der Sophienkirche und setzte sie, die vor Schreck betäubt war, in eine verschlossene Sänfte, deren Träger dort seiner harrten.

„Fort! eilt Euch!“ herrschte er ihnen zu. „Sie

ist jetzt besinnungslos! Daß Phöbe ihr diene wie einer Königin . . . aber streng sie bewache."

Die Sänfte entfernte sich und Eugenius kehrte in das entweihete Gotteshaus zurück, um sich zu überzeugen, daß Lucius den Patriarchen in Gewahrsam genommen habe.

Das war geschehen — und nun, da sich die Soldaten entfernt hatten, entwirrte sich die Menschenmasse. Einige besonnene Geistliche führten die männlichen Catechumenen in die Thermen des Kaisers Constantius, wo sie an diesen anderthalbtausend Männern und Jünglingen die feierliche Taufhandlung vollzogen. Die Verwundeten wurden aus der Kirche getragen, das Blut aufgewaschen, zerbrochenes Geräth, abgerissene Fetzen von Gewändern fortgeschafft. Eugenius schauderte unwillkürlich vor diesem Gräuel der Verwüstung auf heiliger Stätte. Da kam aus der Taufcapelle eine Frauenschaar, in deren Mitte vier von ihnen ein großes Linnentuch und auf demselben eine verhüllte entseelte Gestalt trugen. Eugenius wendete sich ab. Gräßlich, wenn ein Weib wirklich umgekommen sein sollte! murmelte er; . . . aber weshalb wich man nicht aus! Wir hatten ja Niemand im Auge als ihn und sie! — Der traurige Zug verschwand.

„Das arme Kind!" hörte Eugenius sagen.

„Beklagt sie nicht," sprach eine andere Stimme.

„Aus dem Leben geschieden in der leuchtenden Reinheit der Taufgnade — o! beklagt diese gebenedeite Seele nicht!“

„Wer mag es sein? ob sie noch jung ist?“

„Sie ist fünfzehn Jahre alt, heißt Flora und ist die Tochter eines bösen geizigen Wucherers, des Geldwechslers Dioskor, meines Nachbars.“

„Daß eine solche weiße Lilie in solchem Sumpf erblühen kann!“

„Das haben wir freilich jener Lilie zu verdanken, die unter den Dornen wuchs — dem Urbild der Jungfräulichkeit.“

Eugenius stürmte hinaus. Eine Stimme in ihm sprach fort und fort: Du trägst die Schuld dieses Todes ... du hast alle diese Gräuelthaten angestiftet ... Aber für s i e.

Die Feuersbrunst.

Im Constantinischen Pallast erfuhr man nichts von den Vorfällen der Nacht. Nur am frühen Morgen erschien der Erzpriester Arsacius vor dem Kaiser mit dem dringenden Gesuch, die Feier des Osterfestes durch den schismatischen Chrysostomus durch dessen Verbannungsdecret zu hintertreiben. Gern hätte der Kaiser die Ausfertigung noch verzögert und er schwankte — wie immer. Da sprach Eudoxia:

„Hättest Du Selbst, erhabener Kaiser, nicht gestern gleichsam ihm in's Angesicht den Befehl ertheilt, daß man ihn aus der Sophienkirche führe: so wäre heute eine Verzögerung zwar weder heilsam noch weise, aber doch denkbar, während sie mir unter den gegenwärtigen Umständen ganz unmöglich erscheint. Hast Du dem Chrysostomus — und aus guten Gründen! — die Kirche unter-

sagt, so mußt Du ihm auch die Stadt verbieten und zwar auf immer; denn nur der Kirche wegen ist er in der Stadt. Das fromme Volk darf nicht ohne Oberhirten bleiben, und der ehrwürdige Arsacius könnte einstweilen als Erzpriester functioniren, bis er die Bischofsweihe empfängt, die ihn auf den erledigten Patriarchenstuhl hebt."

Schweigend nahm der Kaiser den Schreibstift, unterzeichnete das Dekret und gab es dem Geheimschreiber Patricius, der sogleich dem Patriarchalpallast zueilte. Die Thracier hüteten sämmtliche Aus- und Eingänge, um einen etwaigen Fluchtversuch zu hintertreiben. Im Pallast selbst herrschte aber vollkommene Ruhe, und Patricius fand Chrysostomus in ernsten Gesprächen mit zwei Bischöfen Joniens, seinen Freunden und Sinnesgenossen. Patricius war ein Höfling, wie sie eben im Constantinischen Pallast beliebt waren; doch die einfache Würde des Patriarchen schüchterte ihn unwillkürlich dermaßen ein, daß er mit großer Ehrerbietung die Urkunde überreichte und ein Paar verwirrte Worte des Bedauerns stammelte. Chrysostomus las das Verbannungsurtheil, reichte die Schrift dem Bischof Eulysius, damit auch er sie lese, und sagte gelassen zu Patricius:

„Ich bitte Dich den erhabenen Cäsar-Augustus benachrichtigen zu wollen, daß ich auf der Stelle

dies Haus und — nachdem ich in der Kirche Abschied von meinem Clerus genommen — auch die Stadt verlassen, nach Bithynien mich einschiffen und dann gen Kukusus in Klein-Armenien ziehen werde. Dort wie hier soll es mir eine heilige Pflicht sein, Gnade und Segen für ihn und für sein ganzes Haus zu erflehen."

„O, beklagt mich nicht!" sagte er, nachdem Patricius sich entfernt hatte, zu den beiden Bischöfen, die den Ausdruck ihrer Trauer nicht unterdrücken konnten. „Meint Ihr, ehrwürdige Brüder, ich könne das Opfer der Hingebung an den Willen Gottes nur an den Ufern des Bosporus und nicht im Taurischen Gebirge vollbringen? Wäre das der Fall, so dürftet Ihr Euch meinetwegen betrüben; aber Gott Dank! so ist es nicht! Kommt nun und helft mir, daß der nothgedrungene Abschied ein friedlicher und kurzer sei."

Im Vorgemach eilte ihm Serapion in Thränen gebadet entgegen. Nach den Vorfällen der Nacht war man auf diesen Ausgang, den das Erscheinen des kaiserlichen Geheimschreibers bestätigte, vorbereitet; daher bedurfte es für Niemand einer Erklärung, und viele Bischöfe und Priester harrten schon in den weiten Räumen der Sacristei, um von Chrysostomus Abschied zu nehmen. Alle waren tiefbewegt, denn Alle wußten, daß mit ihm der

gute Geist von hinnen ziehe und ein böser Geist einkehre. Auch er selbst konnte seiner Bewegung kaum Herr werden im Hinblick auf die theure Heerde, die er einem Miethling und reißenden Wölfen überlassen mußte. Mit wenigen Worten empfahl er alle Anwesenden Gott und sich ihrem Gebet, und begab sich dann mit Thränen im Auge in ein Nebengemach, wo einige fromme edle Frauen auf seinen letzten Segen warteten. Zu den Diaconissen Pentadia, Procla und Olympia hatte sich Salviana gesellt, die mauretanische Fürstentochter, die am Hof des Arcadius und mit ihm verwandt, dem Weltleben fremd und eine Freundin der Heiligen war. Sie sanken vor ihm nieder, umfaßten und küßten seine Füße und den Saum seines Kleides, aber Keine war eines Wortes mächtig. Alle waren sprachlos vor Schmerz.

„Seid getrost!“ sagte er mild; — „das irdische Blendwerk habt Ihr Euch unter die Füße gelegt — und Ihr konntet wähnen, fortan ein ruhiges und vergnügtes Leben hienieden zu führen? Wie wäre das möglich? Wie wolltet Ihr denn die Herrlichste der Tugenden, Geduld in der Trübsal, üben und dereinst ihren Lohn empfangen, wenn Ihr ein Leben ohne Leiden führtet. Wie sich das Gold im Feuer bewährt, so das goldene Gemüth im Feuer harter Prüfungen. Also weint nicht um mich und

nicht um Euch; — wohl aber um die, welche großes Unheil angerichtet haben. Beharret treu im Dienst der Kirche und seid einem andern Bischof — vorausgesetzt, daß er in rechtmäßiger Weise das heilige Amt antrete, — so ergeben wie mir."

Er gab ihnen seinen Segen und verließ sie schnell, um noch einen Augenblick in der Kirche zu beten. Dann entfernte er sich durch eine Nebenthür und der Hauptmann Lucius mit einigen Thraciern geleitete ihn und die beiden jonischen Bischöfe, die ihn nicht verlassen wollten, rasch und still zum Hafen, wo eine Barke ihn aufnahm und nach Bithynien führte. Er sah den Bosporus und die Kaiserstadt nie wieder und starb bald in den Mühsalen der Verbannung. Seine Freunde und Anhänger aber flohen aus der Kirche, die ihren Bischof verloren hatte, und baten Gott, sein Strafgericht für solche Unthat abzukürzen.

Um neun Uhr Vormittags begab sich Arsacius mit Severian und einem ebenso glänzenden als zahlreichen Gefolge nach der Sta. Sophia, um den feierlichen Gottesdienst des Ostertages zu halten und das Kaiserpaar, welches demselben beiwohnen wollte, zu erwarten. Aber Grabesstille herrschte im Vorhof! keine Seele war zu erblicken, und als man die Thüren des Gotteshauses öffnen wollte, fand man sie von Innen verriegelt, als ob den Ein-

dringlingen der Zutritt gewehrt werden solle. Die Einen wollten die Thüren mit Gewalt sprengen, die Andern versuchten sie mit Vorsicht zu öffnen.

„Du mußt durch den nördlichen Hof und durch die kleine Thür der Sacristei, die, wenn auch verschlossen, doch leicht zu öffnen sein wird, in das Innere zu gelangen suchen,“ sagte Arsacius zu Florus, „und dann die große Pforte uns öffnen. Du kennst ja hier die Wege. Nimm einige Leute mit Dir und trage Sorge, daß nichts beschädigt werde.“

Florus enteilte, um den Befehl des Erzpriesters auszuführen, und dieser wandelte mit Severian in der Vorhalle auf und nieder und sprach gegen diesen sein Erstaunen über die merkwürdige Verödung aus.

„Sie scheint mir leicht zu erklären,“ sagte Severian mit kühlem Lächeln. „In der Nacht ist das Volk daraus vertrieben, in der Frühe Chrysostomus: wer sollte hier sein?“

„Was wird der Augustus sagen, der die nächtlichen Vorfälle nicht kennt, wenn er das Gotteshaus so menschenleer findet!“ klagte Arsacius. „Wird er nicht meinen, daß alle Frömmigkeit mit Chrysostomus verschwunden ist! Könnten die Thracier nicht wieder einiges Volk hineinjagen?“

„Vielleicht wohl, ehrwürdiger Herr. Doch muß ich Dir sagen, daß das andächtige Volk in unge-

heuern Schaaren, die viele Tausende zählen, von den Priestern des Chrysostomus auf's Land geführt wurde, um bei der Festfeier nicht mit uns in Berührung zu gerathen. Sie scheinen zum Schisma entschlossen zu sein und Dich nicht anerkennen zu wollen."

„O, die Rebellen! gegen Kaiser und Kirche wollen sie sich auflehnen!" rief Arsacius entrüstet und hob die Arme zum Himmel auf, als ob er dort Schutz und Zeugen gegen solchen Frevel anrufen wolle.

Severians Antwort unterblieb, denn das Gefolge brach plötzlich in einen so furchtbaren Schrei aus, daß der Bischof und der Erzpriester entsetzt aufschauten. Die große Eingangsthür war so eben hastig von Innen geöffnet und weit aufgerissen worden. Florus und seine Begleiter stürzten leichenblaß heraus und in die Vorhalle. Der Chor der Kirche stand in lichten Flammen.

„Feuer in der Sta. Sophia!" von Mund zu Mund flog der Schreckensruf.

„Die Ungeheuer!" rief Severian.

„Waren sie es ... die Rebellen?" fragte Arsacius.

„Wer sonst!" rief Florus.

„Zum Augustus!" gebot Severian. „Dieser mordbrennerische, schismatische, unbotmäßige Clerus

und sonstiger Anhang des Chrysostomus soll seine gebührende Strafe finden.“

„Meine Cathedrale geht in Flammen auf!“ rief Arsacius zitternd vor Zorn und Schreck.

Severian riß ihn zum Constantinischen Pallast hin, während von allen Seiten Menschen zusammenströmten, sowohl um löschen und retten zu helfen, als um die Neugier zu befriedigen. Wie ist das Feuer entstanden? fragte Einer den Andern.

„Es ist vom Himmel gefallen, um den Gräuel dieser Nacht zu rächen,“ sagte ein bejahrter Mann.

„Nein!“ rief ein Anderer, „es ist aus dem Erdboden hervorgebrochen, um die Entweihung der Sta. Sophia durch den Arsacius zu verhindern, so wie zu Jerusalem Feuerflammen aus den Schutthaufen schlugen, als Kaiser Julian der Abtrünnige den alten Tempel wieder aufbauen wollte.“

„Du siehst mir ganz so aus, als hättest Du es angelegt, um Rache zu nehmen für die Verbannung Deines excommunicirten Patriarchen,“ sagte ein frecher Matrose.

„Was weiß der Egypter von unserm Patriarchen! — Der seinige ist freilich mit Schimpf und Schande von hier abgezogen! — Gerade der ist an Allem Schuld!“ riefen grimmige Stimmen.

„Schwatzt keinen Unsinn und rauft Euch nicht,“ sagte ein verständig aussehender Mann. „Eine

Fackel, die im Chorstuhl umgestürzt — eine Kerze, die auf eine Buchrolle gefallen ist, hat wahrscheinlich den Brand verursacht. Vergrößert nicht das Unheil durch Zank und Zwietracht."

Aber diese einfache und wahrscheinliche Erklärung genügte nicht der Aufregung des Augenblickes. Der eine Theil wollte eine übernatürliche Strafe Gottes — der andere einen Frevel darin sehen.

„So sind diese Frommen, diese Andächtigen, diese Asceten, diese Heiligen!" schloß Bischof Severian seinen Bericht vor dem Kaiserpaar: „Gold auf den Lippen, Gift im Herzen, Missethaten in der Hand."

„Der Frevel werde auf's Strengste untersucht und gestraft," erwiederte Kaiser Arcadius. „Der Präfect von Constantinopel beginne sogleich die Untersuchung und ziehe diejenigen ein, auf welche Verdacht fällt. Ihr, meine ehrwürdigen Väter, werdet es dem Optatus an Eurer Unterstützung nicht fehlen lassen. Besonders hoffe ich es von Dir, ehrwürdigster Arsacius. Die Unbilde, welche einer Cathedralkirche widerfährt, berührt zunächst ihren Bischof."

„Du siehst, ehrwürdiger Vater, daß der mildeste Kaiser in seiner gerechten Entrüstung jugendlichen Eifer von Deinem grauen Haupt begehrt," setzte mit einer gewissen Schärfe Eudoxia

hinzu. Sie konnte es nicht verschmerzen, daß Arsacius vor Severian den Patriarchenstuhl bestieg.

Der Erzpriester betheuerte, sein Eifer bedürfe keiner Ermunterung und aus dem kaiserlichen Pallast begab er sich zu Optatus und entwarf mit ihm die Liste der Verdächtigen — meistens Geistliche und Frauen — die auch sogleich verhaftet wurden. Die Feuersbrunst bot ein Mittel, um sich derjenigen Personen zu bemächtigen, von denen man voraussetzen konnte, daß sie sich nie zur Kirchengemeinschaft des neuen Patriarchen halten würden und deren Beispiel und Einfluß auf das Volk man fürchtete. In erster Reihe stand Olympia.

Zum sterben erschöpft und traurig kniete sie mit einigen ihrer Frauen neben Flora's schöner entseelter Hülle. Aber nur mühsam sprach sie die Gebete, die sonst so innig von ihren Lippen flossen und zuweilen verstummte sie vor Schmerz und Ermattung. Herr, erbarme dich unser! Herr, gehe nicht mit uns in's Gericht! — dies waren ihre einzigen klaren Gedanken. Endlich fühlte sie sich der Ohnmacht so nahe, daß sie sich erhob und in den Hof ging um Luft zu schöpfen. Da standen Theone und Elpis mit dem Rücken ihr zugekehrt, und Elpis sagte trostlos:

„Wer von uns soll die Schreckensbotschaft ihr mittheilen?“

„Du sollst es thun, gute Elpis,“ sagte Olympia.

Die Mädchen wendeten erschreckt sich zu ihr um und Elpis sagte beklommen:

„Eine Feuersbrunst hat die Sta. Sophia ergriffen, sie inwendig ausgebrannt, ihre Nebengebäude in Asche gelegt und ist jetzt, vom heftigen Winde getrieben, auf den Pallast des Senates übergesprungen.“

„Sind Menschen verunglückt?“ fragte Olympia.

„Das nicht, Herrin!“

„So wollen wir in dem Unglück die Barmherzigkeit Gottes preisen, gute Elpis.“

Elpis schwieg niedergeschlagen und Theone seufzte:

„O Herrin .... noch etwas Anderes bekümmert uns .... aber Du mußt es wissen“ .... —

„So rede, Kind! ich kann heute Alles ertragen,“ sprach Olympia; — aber sie sah geisterhaft blaß aus, und ein leises Zittern durchbebte zuweilen ihre Gestalt.

„Die edle Gunild ist nicht mit uns heimgekehrt,“ erwiederte Theone.

„Hätte sie Flora's Schicksal getheilt, so würdet Ihr sie zurückgebracht haben, nicht wahr?“ sagte Olympia und ihr Auge füllte sich mit Thränen.

„Das hätten wir!“ riefen Beide und Theone setzte hinzu:

„Nein, todt ist sie nicht, die edle Gunild!“

„Dann wird sie sich mit den Neophyten einer andern Diaconissin entfernt haben," sagte Olympia.

„Auch das nicht, Herrin."

„Nun was geschah ihr?" rief Olympia beängstigt.

„Als ein Soldat mit gezücktem Schwert auf unsern heiligen Vater Chrysostomus sich stürzte, nahm Elpis das Wort; — als Flora sich der Waffe entgegenwarf und den tödtlichen Stich ins Herz hinein bekam, da sprang ein anderer Soldat auf die edle Gunild zu, riß sie in seine Arme und trug sie hinweg. Ich befand mich am andern Ende der Tauf-Capelle und sah den zweifachen Vorgang, wie in einem Blitz so hell und so flüchtig. Hernach habe ich nicht wieder der edlen Gunild gedacht und nur jetzt, als Theone mich nach ihr fragte, fiel mir die Scene wieder ein."

„Hast Du gewiß einen Soldaten gesehen?"

„So gewiß, Herrin, wie ich jetzt Dich sehe."

„Dann sei getrost! die Thracier waren gesendet, um unsern heiligen Vater und das andächtige Volk aus der Sta. Sophia zu vertreiben, und sie haben nur insofern wehrlose Frauen mißhandelt, als diese ihnen im Wege waren. An eine Entführung ist also nicht zu denken. Aber die Augusta wird sich Gunildens erinnert und den Befehl gegeben haben, sie aus dem gräßlichen Getümmel in Sicherheit zu bringen."

„Wie konnte der Thracier die verschleierte Gunild erkennen?“ fragte Elpis noch immer besorgt.

„O Kind, wenn die Augusta befiehlt, so geschehen ganz erstaunliche Dinge,“ sagte Olympia schmerzlich; — „überdas wird der Hauptmann sie gekannt und dem Soldaten bezeichnet haben.“

„Wäre sie nur erst wieder bei uns!“ seufzte Elpis.

„Wir sind Alle in Gottes Hand,“ sagte Olympia sanft; „aber das glaube nur, Elpis: Gunild ist im Constantinischen Pallast sicherer, als in unserer Mitte.“

Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, als eine Dienerin in heftiger Aufregung eiligst erschien und einen Boten des Optatus meldete, der den Befehl habe, Olympia vor den Präfecten zu führen.

„Sieh, wie ich wahr sprach,“ sagte Olympia zu Elpis. „Folge mir jetzt zu Optatus.“

„In diesem Zustand von Erschöpfung willst Du gehen!“ rief Theone.

„Wenn Gott mich ruft — warum nicht?“

„Gott!!“ sagte Theone vorwurfsvoll. „Der Haß und die Bosheit rufen Dich, o Herrin!“

„Auch sie dienen Gott ohne es zu wissen und zu wollen,“ entgegnete Olympia — und auf Elpis gestützt, entfernte sie sich, während ihr Theone folgte.

Im goldenen Kerker.

Einen Augenblick besinnungslos vor Schreck über das Attentat des thrazischen Soldaten, in welchem sie Eugenius zu erkennen nicht Zeit gehabt hatte, gewann Gunild sehr bald ihre Besonnenheit wieder. Als sie sich in einer verschlossenen Sänfte sah — als sie an der Länge der Zeit merkte, daß man sie nach einem entlegenen Theil der Stadt bringe, ahnte sie die Wahrheit und seufzte: O der Unselige! — Sollte sie um Hülfe rufen? Ach, das Getümmel auf den Straßen war so groß, daß die aufgeregte Menge es gar nicht beachten würde, während irgend eine mitleidige Seele sie ja doch nicht retten konnte. Dies ist also mein Ostermorgen, mein Auferstehungstag! sprach sie ermuthigend zu sich selbst, und bat Gott um Licht, damit sie das Rechte sage und das Rechte thue.

Die Thür eines Hauses öffnete sich vor der Sänfte und schloß sich hinter ihr. Es war dasjenige, in welchem Gunild schon einmal sich befunden hatte. Im innern Hof wurde die Sänfte auf den Boden gestellt und aufgethan. Gunild erhob sich und fragte eine Frau, die ihr mit unterwürfiger Geberde entgegen trat:

„Wo ist mein Kerker?“

„Welch ein Irrthum .... hohe Herrin,“ sagte die Frau.

„Wohlan, so öffne mir die Pforte des Hauses, damit ich mich entfernen könne.“

„Entfernen? hohe Herrin, kaum eingetreten darfst Du Dich nicht entfernen, bevor Du etwas geruht hast.“

„Genug! ich bin im Kerker und ich weiß es.“

Phöbe ging ein Paar Schritte voraus und öffnete die Thür eines Zimmers, das glänzend beleuchtet und eingerichtet war.

„Sieht ein Kerker so aus?“ fragte sie; — „gibt es etwas, o Herrin, was Du hier vermissen könntest?“

„Nichts, als meine Freiheit,“ sagte Gunild.

Phöbe überhörte dies Wort und sprach weiter:

„Nimm Platz auf diesem bequemen Ruhebett. Befiehlst Du eine kleine Labung? auf jenem Tisch sind Früchte, Wein, Zucker- und Backwerk. Befiehlst Du Dich umzukleiden? .... hier sind gar schöne, geschmackvolle Gewänder“ .... —

„Wie heißt Du?“ unterbrach sie Gunild.

„Phöbe, Dir zu dienen, hohe Herrin.“

„Dein Dienst wird darin bestehen, Phöbe, daß Du mich allein läßt und nur auf mein Begehren erscheinst. Ich bitte, verlasse mich jetzt.“

Phöbe entfernte sich und sprach zu sich selbst:

Wie einer Königin ihr zu dienen: so befiehlt der erlauchte Eugenius. Ob sie aus königlichem Geschlechte ist? —

Gunild blieb allein und ihr Auge richtete sich mit namenloser Wemuth bald auf den mit Speisen besetzten Tisch, bald auf die schönen Gewänder und sie dachte: Zu einem himmlischen Mahl sollte ich heute gelangen; aber meine Lippen und mein Herz sind vielleicht nicht würdig, es zu kosten. Das liegt in Deiner Hand, o Herr! Doch das Kleid der Gnade, das ich heute empfing, mit keinem andern zu vertauschen — das steht bei mir! — —

Die Thür öffnete sich. Eugenius in den weißen Soldatenmantel gehüllt trat ein. Gunild wendete ruhig ihr schönes Haupt zu ihm hin und sagte kalt:

„Wozu die Verkleidung! ich kenne Dich und ich erwartete Dich."

Eugenius ließ den Mantel fallen und sagte mit immer gesteigerter Aufregung:

„Vor einigen Monaten hab' ich dich angefleht und beschworen meine Seele zu retten, indem Du mitleidig die Hand mir reichtest, um Fesseln sprengen zu helfen, unter denen meine Kraft erliegt. Bei schönen Seelen geht das Mitleid nicht selten in Liebe über.... und Deine Seele ist wunderschön! so wähnte ich. Aber Du warst ohne Barmherzigkeit! Du hast mich lieblos in den Abgrund zurück gedrängt, dem ich

mich entwinden wollte; — Du bist Katholikin geworden, um meinen Anschluß an den Arianismus unnütz zu machen; — Du hast bei der Kaiserin kein entschuldigendes, viel weniger ein begütigendes Wort für mich gehabt; — Du hast in allen Stücken gehandelt, als ob ein Mensch, der Dich unbegreiflicher Weise mehr und mehr bis zum Wahnsinn liebt, gar nicht für Dich auf der Welt sei. Sprich! . . . . ist es nicht so?"

„So ist es," sagte Gunild.

„Und was sagst Du zu Deiner Entschuldigung?"

„Nichts!" erwiederte sie.

„Jetzt sind Deine Verhältnisse sehr verändert; Du bist nicht mehr das Schooßkind der Kaiserin, der Liebling des Glücks. Niemand denkt an Dich im Pallast der Cäsaren. Ob du lebst oder stirbst — Niemand fragt nach Dir. Alles ist anders . . . . nur nicht meine Liebe."

„Desto schlimmer für Dich," sprach Gunild.

„Oder für Dich!" rief Eugenius.

Gunild antwortete nicht.

„Warum schweigst Du?" brach er heftig aus; — „ist es Haß . . . . Verachtung . . . . oder überlegst Du?"

„Nichts von dem Allen ist es. Aber ich schweige, weil ich auf solche Fragen dem Priester Eugenius nichts zu sagen habe."

„Nenne mich nicht Priester! ich will's nicht sein. Ich zähle auf eine Dispense vom Patriarchen Arsacius."

Heißer Schmerz durchbebte Gunild, als sie diesen Namen hörte; doch schnell gefaßt erwiederte sie:

„Er wird sie Dir nicht geben, wird Dich nicht dem rasenden Wolf Deiner Leidenschaft überlassen. Ob es Dir zum Heil oder zum Fluch ist — ob die Krone des Lebens oder der Antheil der Verworfenen Dich erwartet, weiß Gott allein. Aber Du bist Priester und Du bleibst Priester — das weiß ich. Es kann also zwischen uns nur das Band bestehen, welches alle Glieder der Kirche zu einer großen Einheit verbindet. An ein anderes zu denken wäre schon ein Sacrilegium. Deshalb schweige ich und ich hoffe . . . . auch Du wirst schweigen."

„Gut!" sagte Eugenius, „ich werde schweigen, sobald ich Dir meinen Entschluß mitgetheilt habe. Dein Leben bleibt mit dem meinen verbunden. Ich gebe Dich nicht auf. Bei Allem, was ich in dieser letzten Zeit gethan habe, warst Du mein Gedanke, warst Du mein Ziel. Wenig würde es mich kümmern, ob der Greis auf dem Patriarchenstuhl Chrysostomus oder Arsacius heißt, wenn der eine sich nicht bemüht hätte, eine Kluft zwischen uns zu

reißen, die der andere ausfüllen wird. Also präge fest in Dein Gemüth, daß Du von mir gleichsam erkauft bist durch alle Martern, die ich Deinetwegen ertragen habe, und wähne nicht in Deinem stolzen Sinn, daß Du mich verschmähen könntest. Das Loos des Weibes ist Unterwerfung; — es wird auch das Deine sein."

Er schwieg und blickte sie erwartungsvoll an. Gunild schlug ihre strahlenden Augen so ruhig auf, als habe sie von Allem was er sprach, keine Sylbe verstanden, und nur der Ausdruck eisiger Verachtung begegnete seinem gespannten Blick.

„Ha!" murmelte er dumpf, „ich werde diesen Trotz brechen."

Gunild lächelte. Mit einer wüthenden Bewegung griff Eugenius nach seinem kurzen Schwert, das er an der Seite trug und rief außer sich:

„Es wäre eine Labsal dich zu tödten . . . und Du verdienst es hundertfach. Doch das wäre Dir vielleicht willkommen und deshalb sollst Du nicht sterben. Nein! aber foltern werd' ich Dich, wie Du mich gefoltert hast, bis Du umgestimmt bist."

Gunild war wieder in ihre kalte Gleichgültigkeit versunken und beachtete Eugenius so wenig, als ob er ein wesenloser Schatten sei. Nur als er sie plötzlich verließ, athmete sie tief auf: die Luft war wieder rein.

Was dachte, was hoffte sie? — sie wußte es nicht, oder wußte wenigstens keine Worte dafür zu finden. Aber was dachte, was hoffte Eugenius? — auch er wußte es nicht. Eine Welt von Leidenschaften kochte in seinem Herzen, brauste in seinem Gehirn. Gunild hatte Macht über ihn und er hatte höchstens Gewalt über sie. Das demüthigte ihn namenlos; — er wollte sich dafür rächen; — aber nicht aus Haß, sondern aus Liebe; — aber aus einer Liebe, die etwas von der Bitterkeit des Hasses hatte. O Widersprüche des verirrten Herzens!

Während er die Soldatentracht abwarf und seine gewöhnliche Kleidung wieder anlegte, meldete ein Diener, daß Florus dringend wünsche ihn zu sprechen. Halb unwillig über eine Störung, die ihn aus seinem Gedankengange riß, ließ Eugenius ihn eintreten.

„Was seh' ich! Du bist finster wie die Nacht!“ rief Florus. „Ist Dein Handstreich mißlungen, während der unsere glänzend gelang?“

„Was hast Du mir zu sagen?“ fragte Eugenius kurz.

„Folgendes, erlauchter Eugenius,“ sagte Florus geschmeidig einen andern Ton anstimmend: „die Sta. Sophia steht in Flammen; auf den Anhängern des Chrysostomus ruht der Verdacht der Brandstiftung; sie werden jetzt verhaftet — theils um verhört zu werden, theils um dem alten Arsacius Ruhe zu schaffen vor ihren Intriguen. Man will

sie mit einiger Strenge behandeln, in der Hoffnung sie dadurch so mürbe zu machen, daß sie sich dem Unabänderlichen fügen. Weißt Du nun etwa Jemand zu nennen, der auf die Liste der Verdächtigen zu setzen wäre?"

„Ja!" sprach Eugenius finster: „Gunild!"

Florus fuhr zurück. „Gunild, die Gothin?" fragte er zweifelnd.

„Ja, sie! Gerade sie!" erwiederte Eugenius aufgeregt. „Ich hörte einst, unter den gothischen Weibern gebe es Zauberinnen, die sich einen geheimnißvollen Einfluß zu verschaffen wüßten, durch Sprüche, durch Zeichen, und ich weiß nicht was! denen ihr Opfer nicht entrinnen könne. Gunild ist eine solche Zauberin."

„Ich glaube Du träumst, edler Eugenius," sagte Florus gränzenlos erstaunt.

„Wäre sie das aber auch nicht," fuhr Eugenius fort, „so ist sie doch eine glühende Anhängerin des Chrysostomus, und gehört zu denjenigen, welche durch strenge Haft eingeschüchtert und in ihrem Trotz gebrochen werden müssen."

„Vortrefflich!" rief Florus; „alle Jünger dieses Mannes scheinen seine Halsstarrigkeit geerbt zu haben; und da bekanntermaßen der Schüler nicht über dem Meister ist: so sollen diese Schüler und Schülerinnen in gewissem Grade sein Loos theilen."

„Ich gönne es ihm und ihnen!“ erwiederte Eugenius. „Doch ihr darf kein Leid geschehen! . . . . Einsame, strenge Haft genügt.“

„O sie wird sich in vortrefflicher Gesellschaft befinden,“ antwortete Florus, „und den ganzen heiligen Anhang Serapion, Tigrius, Euthemius und die Diaconissen beisammen treffen! ich schicke eine Soldatenwache her. Du kannst dann die Zauberin fortführen lassen, wann Du willst.“

Florus entfernte sich wieder und dachte im Gehen — denn der Unglaube ist abergläubig: — ob sie nicht wirklich eine Zauberin ist, diese schöne Barbarin?

Dann beauftragte er den Hauptmann Lucius, ein Paar Thracier nach dem Hause des Eugenius zu schicken — und begab sich zu Eugraphia.

Sie verließ so eben ihr Ankleidezimmer, indem sie zu ihren Sclavinnen sagte:

„Daß ich heute nichts Anderes sehe, als frohe Gesichter! Es ist ein großer Freudentag. Der böse Patriarch hat Constantinopel verlassen müssen. Eine Verschwörung seiner Anhänger ist entdeckt worden. Man wollte den Cäsarenpallast gerade so in Brand stecken, wie die Sta. Sophia. Doch die göttliche Vorsehung wacht und vereitelt die schlimmen Anschläge; — also freut Euch.“

„Mir ist Freud' und Leid so einerlei, daß ich sie gar nicht unterscheiden kann,“ seufzte Leonilla, nachdem Eugraphia fort war.

„Alles was die Herrin sagte, klang so gräßlich, daß ich mich noch gar nicht recht freue," bemerkte Cyane.

„Der wahre Freudentag ist freilich heute das heilige Osterfest," sagte Melitta.

„Nur kein unnützes Geschwätz!" rief die Aufseherin Eugenia. Diejenigen unter Euch, deren Geschäft abgethan ist, mögen sich bereit machen, den Gottesdienst zu besuchen und die Uebrigen gehen an ihre Arbeit."

Die Heerde gehorchte und zerstreute sich.

„Nun sind wir am Ziel, guter Florus!" rief Eugraphia triumphirend ihm entgegen. „Nun ist weiter nichts nöthig als die Partei, die ihr Haupt verloren hat, völlig unschädlich zu machen."

„Der edle Optatus besorgt dies Werk, Erlauchteste. Die Einen werden verbannt, den Andern wird ihr Vermögen entzogen, noch Andere erleiden Körperstrafen. In welche Cathegorie würde nach Deiner Ansicht die edle Gunild gehören?"

„In alle .... wenn es möglich wäre!" rief Eugraphia zornglühend. „Sie ist wie ein böser Dämon in das Leben meines armen Eugenius getreten. Sie hat seinen jugendlichen Leichtsinn — von dem ich ihn nicht freisprechen will! — in finstere Leidenschaft verwandelt. Sie wird noch größeres Verderben über ihn bringen."

„Und er fühlt das, Erlauchteste," setzte Florus

hinzu. „Ich sprach ihn so eben. Er nannte Gunild eine Zauberin, die ihn umstrickt habe.“

„Ja ja! es ist etwas Dämonisches in ihr! kalt und glatt wie eine Schlange hatte sie ja auch die Augusta blind für sich eingenommen, und nur sie selbst hat durch ihre Undankbarkeit den Bann gehoben, der in Beziehung zu ihr, auf Eudoxia lag. Den Zauberbann des Eugenius wird sie selbst nicht sprengen. Das müssen wir thun. Gehe schleunigst zu Optatus und sage ihm in meinem Namen: Gunild, die Tochter eines Verräthers, von dem Kaiserpaar mit Wohlthaten überhäuft, sei dennoch zur Partei des Chrysostomus übergegangen und sei schmählicher Zauberkünste stark verdächtig. Sie müsse unschädlich gemacht — gestraft und verbannt werden — sie müsse verschwinden . . . . in einer Wüste . . . . ich weiß nicht wie, Florus“ . . . . —

„Der Präfect Optatus wird es wissen,“ unterbrach Florus sie kalt. „Er kennt ja derartige Fälle.“

„Wohlan, so eile zu ihm und stelle ihm die Sache so dringend vor, wie ich selbst es thun würde, wenn mich nicht der Gottesdienst in die Apostelkirche riefe, wo das Kaiserpaar heute erscheinen wird. — Der arme Eugenius wird Dir und mir für diesen Schritt Dank wissen . . . mit der Zeit. Uebe also Freundschaftspflicht und hilf mir ihn zu befreien von dieser dämonischen Gunild. Mein

Dank für Deine treuen, Deine unschätzbaren Dienste, wird nicht hinter ihnen zurückbleiben, und Auszeichnung, Gold, Stellung — Alles, was ein hochfliegender Geist wünschen kann, Alles soll Dir werden, wenn es Dir gelingt, Eugenius von seiner unsinnigen Leidenschaft, d. h. von deren Gegenstand zu erlösen. Die Liebe ist ein Gefühl, das den Menschen nicht finster und elend, sondern froh und zufrieden machen soll. Thut sie das nicht, so taugt sie nichts."

„Weise — und fromm zugleich, erlauchte Eugraphia!" sagte Florus mit Ton und Geberde tiefster Bewunderung. „Eugenius ist wie verwirrt im Geist: das kann nur die Frucht dämonischer Einflüsse sein — und Optatus wird diesem Frevel die gebührende Strafe nicht fehlen lassen. Ich eile zu ihm." —

Er ging. Eugraphia sah ihm nach und sprach zu sich selbst: Ein brauchbares Subject in Zeiten, wo die Intrigue thätig sein muß, wie das eben jetzt der Fall ist; — aber nicht bequem, wenn Ruhe und Ordnung die Oberhand bekommen. Solche Spürhundsnatur muß man an der Leine behalten; sonst erspürt sie allerhand was ungelegen ist und was man gar nicht zu wissen begehrt. Könnte man ihm doch zu einem entfernten Bischofssitz verhelfen . . . . in Mesopotamien oder Lybien! . . . . ich fürchte nur, er wird Constantinopel nicht verlassen wollen. — —

Das Verhör.

Florus brauchte dem Präfecten Optatus keine Strenge gegen die Anhänger des Chrysostomus einzuschärfen, denn dieser übte sie mit Wonne von selbst und begann auf der Stelle die Verhaftungen und Verhöre. Er stempelte die Anhänglichkeit an Glauben und Kirche zum Majestätsverbrechen, zu sträflicher Auflehnung gegen den Willen des Kaisers oder zum gemeinen Verbrechen der Brandstiftung aus Haß gegen Arsacius um, je nachdem es ihm bei den verschiedenen Persönlichkeiten, die er zur Verantwortung zog, eben passend erschien. In ihnen Allen aber verfolgte und strafte er mit besonderm Behagen ihre Glaubenstreue und Glaubenskraft; denn es ist von Anfang an der glorreiche Vorzug des katholischen Glaubens gewesen, einerseits — Liebe bis zum Marterthum einzuflößen, andrerseits — alles Schlechte und Gemeine, alle Bosheit und Niedrigkeit gegen sich zu erregen. Weil er nicht der

Knecht der Welt ist, sondern ihr Herr und Gesetzgeber, und weil sie das nicht anerkennen will — darum haßt ihn die sündentrunkene Welt.

Der greise Priester Tigrius, der Diacon Serapion, der junge Lector Euthemius waren bereits grauenvoll mit Feuer und Eisen gefoltert. Es war bekannt, daß Chrysostomus ihnen wegen ihrer hohen Tugend und seltenen Gaben besonders gewogen war. Deshalb wäre es wünschenswerth gewesen, sie zu Ueberläufern in's Lager des Arsacius zu machen. Aber keine Qual erschütterte sie. Euthemius gab in den furchtbaren Leiden seinen Geist auf, indem er seine Unschuld an jedem Verbrechen, und zugleich seine unverbrüchliche Anhänglichkeit an der Kirchengemeinschaft mit Chrysostomus betheuerte. Serapion und Tigrius wurden in einen finstern Kerker geworfen, welchen bald noch mehr Leidensgenossen anfüllten, die man sämmtlich hülflos in ihren Wunden leben oder sterben ließ.

Darauf begann Pentadia's Verhör. Es trat ein Zeuge wider sie auf mit der Behauptung, sie habe den Tumult in der Taufcapelle benutzt, um in den Chor zu schleichen und das Feuer anzulegen. Dieser Zeuge war ein junges Mädchen, das Pentadia mit Wohlthaten überhäuft hatte, um es aus den umstrickenden Schlingen der Welt zu retten — und das nicht genug guten Willen besaß, um sich

retten zu lassen. Es wollte sogleich die Taufe empfangen, weil die Catechumenen sie empfingen. Pentadia durfte das nicht gewähren. Die Unglückliche sah in dem nothwendigen Aufschub — eine Kränkung und trat rachlustig als falscher Zeuge auf. Einige Begleiterinnen Pentadia's widersprachen mit äußerster Entschiedenheit, da sie fortwährend Pentadia umgeben hatten. Da befahl der Präfect, sie der Reihe nach auf der Folter zu befragen. Die Folterbank war ein Brett, das auf zwei Böcken lag; am untern Ende befand sich eine Kurbel, am obern ein starker Pfahl. Der Leidende wurde auf das Brett ausgestreckt; die Arme band man ihm über dem Kopf an dem Pfahl zusammen; der Strick, der die Füße band, lief in der Kurbel; drehte man diese, so wurde der Körper mehr und mehr gereckt und in die Länge gezogen, bis endlich die Glieder aus den Gelenken sprangen, die Sehnen rissen und die Wirbel brachen.

Vier von Pentadia's Begleiterinnen wurden vor ihren Augen gefoltert. Man nahm ihnen Mantel, Schleier und Schuhe ab, man streckte sie in ihrem weißen Gewande wie Leichen auf dem gräßlichen Brett aus, man befestigte Hände und Füße: — dann wurde die Kurbel gedreht. Ein leises Wimmern begann, ging über in herzzerreißenden Jammer, in Schrei der Todesangst; — und wenn sie

dann befragt wurden, blieb Eine wie die Andere bei der Wahrheit. Die unglückliche Pentadia stand daneben, starr vor Schmerz. Der Präfect sagte:

„Was bist Du für ein böses Weib, Du fromme Frau, daß dies Gewinsel Dich nicht dazu bringt, die Wahrheit zu gestehen und Deinen Frevel zu bekennen.“

„Ich bin bereit zur Folter und zum Tode zu gehen,“ sagte Pentadia tonlos; „denn das kann Gottes Wille sein. Die Lüge aber ist nie sein Wille. Ich kann nicht lügen.“ — —

Während diese Gräuelscenen ihren Fortgang hatten, war Phöbe wieder bei Gunild erschienen und sagte in ihrer kriechenden zudringlichen Weise:

„Herrin, Du bist an Bedienung gewöhnt; gönne mir doch das Glück, die Stelle Deiner Sclavinnen einzunehmen und Deine Befehle auszuführen.“

„Ich bin nicht Deine Herrin — von Bedienung hab' ich mich entwöhnt und im fremden Hause gebe ich keine Befehle — um so weniger, als dies Haus ein Gefängniß ist,“ antwortete Gunild ruhig.

„Wenigstens ist es ein goldenes Gefängniß, edle Herrin! ... Und sei es was immer — man muß leben, Speise und Trank genießen, der Ruhe pflegen“ .... —

„So laß mich in Ruhe!“ unterbrach Gunild.

„Wäre ich nur sicher, daß Du ruhen wolltest! Du bedarfst es, Du siehst müde aus.“

„Du machst mich müde, arme Phöbe!“ sagte Gunild erschöpft. „Sei versichert, daß die Zeit meiner Ruhe schon kommen wird — nur nicht in diesem Hause — und deshalb muß ich all Deine Anerbietungen ablehnen.“

Ehe Phöbe antworten konnte, entstand ein ungewöhnliches Getöse im Hause. Eugenius trat ein und sie verschwand. Er stellte sich vor Gunild hin und betrachtete schweigend erst sie, dann die Gegenstände im Zimmer, bis er endlich sagte:

„Du nennst diese Wohnung einen Kerker, Du nimmst keine Labung an, keine Bedienung — was ist Deine Absicht dabei? — Rede! . . . . Dein störriges Schweigen könnte mich zu einem Ausbruch von Raserei treiben.“

„Ich habe nicht nöthig, Dich von meinen Entschlüssen in Kenntniß zu setzen,“ sagte sie gelassen. „Was mein Schweigen betrifft, so weißt Du, daß ich und warum ich es geziemend finde. Störrig ist es nicht.“

„Du willst also dabei beharren?“

„Dir gegenüber — ja.“

„Und Du willst eben so beharrlich behaupten, Du wärest hier im Gefängniß?“

„Bin ich es etwa nicht?“ fragte sie zurück.

„Wohlan! es wird sich jetzt wirklich ein Gefängniß für Dich öffnen: da wirst Du einsam, ohne

Labung, ohne Bedienung, ohne Lagerstatt Deine Tage zubringen" ....

„Wenn ich sicher bin, Dich nicht dort zu sehen, so wünsche ich sogleich dahin geführt zu werden," sagte Gunild lebhaft von ihrem Sitz sich erhebend.

Eugenius warf einen unbeschreiblichen Blick auf sie und fragte:

„So groß ist Dein Haß?"

„Es ist kein Haß," entgegnete sie.

„Oder Dein Abscheu .... Deine Verachtung?"

„Ich habe nicht nöthig, Dir meine Gefühle zu erklären. Richte Dich nach meiner Handlungsweise. Du siehst zur Genüge, daß ich fort von hier, fort aus Deiner Gesellschaft will."

„Dein Wille geschehe," sagte Eugenius mit namenlosem Ingrimm; — „aber wisse, nicht als eine Unschuldige gehst Du in den Kerker! Du bist schwerer Verbrechen angeklagt."

„Von wem?" rief Gunild mit einer Aufwallung von Stolz.

„Von mir!" erwiederte Eugenius eisig. „Und wisse, es wird Dir nichts helfen, daß Du Dich vertheidigst durch die Behauptung, verschmähte Liebe mache mich zu Deinem Ankläger."

„Sei unbesorgt!" antwortete Gunild ruhig. „Um mich gründlich zu vertheidigen und den wahren Sachverhalt darzulegen, müßte Dein Name

über meine Lippen kommen, müßte ich Deine Schmach, die Schmach eines Priesters, der um einer Arianerin willen vom katholischen Glauben abfallen wollte, offenbaren — und das werde ich nie thun."

„Gunild!" rief Eugenius, „Dir gegenüber muß die Liebe stets jedes andere Gefühl besiegen, weil Du ein überirdisch herrliches Wesen bist. Sei deshalb barmherzig und rette mich!"

Er wollte ihre Hand ergreifen. Gunild schleuderte die seine zurück und rief empört:

„Unseliger! wirst Du denn nie begreifen, daß ich die priesterliche Würde auch in dem Tiefgefallenen noch ehre, während er mir unaussprechlichen Abscheu einflößt und mich mit Grausen erfüllt!"

„So wollen wir denn versuchen, dies Grausen im Kerker zu dämpfen," sagte Eugenius, öffnete die Thür und wies auf die Thracier, die vor derselben warteten.

Schweigend ging Gunild an ihm vorüber aus dem Zimmer, und als sie Stricke in den Händen der Soldaten bemerkte, reichte sie gelassen ihre Hände dar, ließ sie binden und folgte der Wache.

Starr vor Verwunderung sah Phöbe diesem ihr unbegreiflichen Schauspiel zu. Die Königin ist in ein Lamm verwandelt! flüsterte sie halblaut vor sich hin; — aber man wird doch dies Lamm nicht zu einem Opferlamm machen?

„Was kümmert das Dich!“ sprach eine heisere Stimme hinter ihr. Als sie sich erschreckt umwendete, sah sie ihren Herrn, der bleich und mit entstellten Zügen sich zusammen raffte und das Haus verließ.

Er folgte von fern Gunilden, um zu sehen, was aus ihr werde und erfuhr im Gerichtshof, daß das Verhör für heute geschlossen sei, weil man nicht den ganzen Ostertag peinigen und martern wolle. Die Angeklagten waren sämmtlich im Kerker. Auch Olympia — deren Verhör am nächsten Morgen statt finden sollte. Dann wollte man auch Gunild verhören, die sich jetzt in einsamer Haft befand.

Dies war Alles so, wie Eugenius es wünschte. Er suchte zu hoffen, daß Gunildens Muth und Kraft durch den Kerker gebrochen werden könne. Wenn aber nicht — was dann? fragte er sich selbst. Und wo er ging und stand, fragte ein Etwas in ihm: Was dann? . . . . Was dann? . . . . —

Die Folter.

Von allen diesen Vorgängen hatte Arcadius wiederum keine Ahnung. Er hatte mit der Kaiserin, dem ganzen Hofstaat und Allen, die sich zur kaiserlichen Partei hielten, dem Gottesdienst in der Apostelkirche beigewohnt. Die Feuersbrunst, welche das Innere der Sophienkirche, einige Nebengebäude und den Pallast des Senates zerstört hatte, war gelöscht und man sagte ihm, man werde mit der Zeit die Brandstifter ohne Zweifel entdecken und bestrafen. Chrysostomus war friedlich nach Bythinien geführt; — Alles war geordnet, — weshalb hätte er sich beunruhigen sollen! Der Frühlingstag war so schön. Es schwebte das erste zarte Grün wie ein Florschleier um die herrlichen Kastanien- und Platanenwälder, die sich landwärts um Constantinopel ausbreiteten und die Fluren, die Hügel glänzten im Schmuck der frischen Vegetation und im unvergleichlichen Farbenspiel der Frühlingsbeleuchtung des Südens.

„Die Natur feiert heute auch ihr Auferstehungsfest, erhabenster Herr; wollen wir uns nicht dessen freuen?“ sagte Eudoxia, immer bereit den Gemahl zu zerstreuen. Und er, immer bereit sich durch sie zerstreuen zu lassen, willigte gern in die Lustfahrt ein.

Der Kaiser im purpurfarbenen mit goldenem phantastischen Thiergestalten durchwirkten Seidenkleide, und die Kaiserin in ihrem schneeweißen mit Gold und Purpur gesäumten Gewändern, nahmen Platz in einem Wagen, den zwei blendendweiße Maulthiere feierlich langsam zogen. Der Wagen war von kostbarem Holz, reich eingelegt mit Gold und seltenen Steinen. Rothseidene Vorhänge bildeten einen Thronhimmel über dem Sitz; den Boden bedeckte ein persischer Teppich; das Geschirr der Maulthiere glänzte von Goldplättchen. Bewegte sich dies Fuhrwerk in der Sonne und unter grünen Bäumen, so nahm es sich aus wie ein Gebilde der Zauberei. Von einem reich gekleideten Gefolge und den Soldaten der Leibwache umgeben, fuhr das Kaiserpaar durch das goldene Thor in Thraciens grünes Hügelland hinein. Auf einem hohen Punkt, der einen weiten Blick auf die Propontis und den bythinischen Olymp gewährte, machte man Halt, um die wunderschöne Aussicht zu genießen. Aber ein eigenthümlicher Anblick zog die Augen des Kaisers auf sich. Er

gewahrte in einem schmalen Thal zwischen zwei Hügeln ein weißes Feld.

„Was ist das, Anthemius?“ sprach er zu dem Präfecten des Pallastes. Das sind keine Zelte .... denn es bewegt sich! sollte es eine ungeheure Heerde von Schwänen sein?“

„Wollte Gott, es wären Schwäne,“ erhabenster Augustus!“ entgegnete Anthemius tief erseufzend; „dann würde es nicht die herrliche Landschaft verunzieren; dann würde Dein frommes Auge nicht dadurch betrübt. Nein! nicht Schwäne sind es.... sondern eine abscheuliche Secte ist es, die sich den Namen der Reinen gibt und hier ihre Versammlungen hält, da in der Stadt, Dank der Frömmigkeit des großen Theodosius, gottesdienstliche Zusammenkünfte den Ketzern untersagt sind.“

„Wird denn die Kirche Gottes nie von dem häretischen Unwesen befreit werden!“ sagte Kaiser Arcadius tief betrübt. „Dieser Anblick genügt, um die Lieblichkeit der Landschaft zu entstellen, zu beflecken.... denn er beleidigt die göttliche Majestät.“

Und niedergeschlagen befahl er die Rückfahrt anzutreten, auf der es die Kaiserin nicht dahin brachte, ihn zu erheitern.

Kaum in ihren Gemächern angelangt, ließ sie den Präfecten des Pallastes entbieten.

„Ich liebe nicht, daß man den Kaiser un-

nützer Weise mißstimme, Anthemius," sagte sie finster. „Warum ließest Du ihn nicht bei dem unschuldigen Gedanken einer Riesenheerde von Schwänen?"

„Weil ich fürchtete, o göttliche Kaiserin, der Cäsar-Augustus könne weiter forschen und fragen und die Wahrheit erfahren."

„Es war also keine ketzerische Secte?"

„Es waren über zweitausend Neophyten in ihren weißen Taufgewändern, die sich mit einigen Priestern in jenes entlegene Thal geflüchtet haben, theils um der Haft und dem Verhör wegen der Brandstiftung zu entgehen, theils um dem abendlichen Gottesdienst ungestört beizuwohnen."

„Die Neophyten dieser Nacht sind allerdings als Anhänger des Chrysostomus der Sectirerei sehr nahe," entgegnete Eudoxia beruhigt; „und es war unter diesen Umständen besser, es so zu machen, wie Du gethan hast. Ich bin zufrieden."

Anthemius erhob sich aus seiner knieenden Stellung und zog sich im Herzen erleichtert zurück. Man fing an die Augusta ungemein zu fürchten.

Es wurde Nacht, tiefe Nacht in dem engen Kerker, in dem Pentadia und Olympia mit ihren Gefährtinnen sich befanden, tiefe Nacht in dem großen, weiten, wüsten Raum, den man Gunilden angewiesen hatte. Während Jene keinen Platz fanden, um sich Alle zugleich auf dem Boden niederzulegen

oder zu setzen, und diesen armseligen Ruheplatz den Opfern der Folter und der zarten, kränklichen Olympia überließen, befand sich Gunild wie in einer Felsenwüste, wo Niemand bei ihr war, als das häßliche Gethier, das an solchen feuchten, finstern, grottenhaften Orten zu hausen pflegt: Kröten und Molche, Ratten und Spinnen. Jene hatten den Schmerz, beisammen zu sein ohne einander Erleichterung verschaffen zu können; Gunild war allem Schauder der äußersten Verlassenheit preisgegeben. Aber die reinen Seelen sind die starken Seelen. Keine von Allen verzagte und Jede machte sich bereit, auf größere Leiden.

Mitternacht war vorüber. Gunild war äußerst ermüdet in Folge der Ostervigilie und der gewaltigen Gemüthsbewegungen des Ostertages. Sie war erschöpft aus Mangel an Speise und gequält von brennendem Durst. Sie sank matt auf dem rauhen, moderfeuchten Boden nieder; aber sie konnte keine Ruhe finden, denn das widerliche Gewürm kroch über sie hinweg, wenn sie so da lag und der Ekel schreckte sie dann wieder auf. Da faltete sie ihre Hände und sprach:

„O Du, dem ich heute meine erlöste Seele anverlobt habe, willst Du Deine Braut auf dem rauhen Pfade führen, den Du hienieden gewandelt bist — soll sie, wie Du, in der Wüste sein, bei den

Thieren — wie Du, Hunger leiden; — soll ihr, wie Dir, der Versucher nahen — o so gib auch, daß sie ihn überwinde und daß die Engel kommen — nicht um ihr zu dienen, wie sie Dir gedient haben: wohl aber, um ihr Kraft und Stärke zu verleihen.“ — —

Ein hartes Licht berührte unsanft ihre Augen. Die Wache erschien mit Fackeln und rief sie zum Verhör vor Optatus, der das Werk der Finsterniß in nächtlicher Stunde zu Ende bringen wollte. Vor seinem Richtstuhl stand bereits Olympia.

„Warum hast Du das Feuer angelegt?“ fragte er sie kurz und scharf.

„Du kennst mein Leben,“ erwiederte Olympia. „Wer viel Geld auf Kirchenbauten verwendet, wird wohl nicht Kirchen niederbrennen.“

„Ja, zur Genüge kenne ich Dein Leben!“ sagte Optatus ingrimmig.

„Wohlan! findest Du etwas Verbrecherisches darin,“ antwortete sie gelassen, „so werde mein Ankläger und laß einen Andern richten.“

Da erschien Gunild zwischen den Schergen, so bleich, so still, so schön in ihrer Ruhe, wie eine Selige, welche die Welt schon überwunden hat. Elpis stieß einen unterdrückten Schrei aus, Olympia wankte, aber schnell gefaßt breitete sie ihr die Arme entgegen und rief:

„O, Gott sei gepriesen, daß Dein erster Schritt

in die Kirche hinein Dir die Ehre eines solchen Bekenntnisses verleiht."

„Sagst Du das im Ernst?" fragte Optatus höhnisch.

„Ich spreche nie anders als ich denke," sagte Olympia.

„Und sie spricht zugleich aus meiner Seele," setzte Gunild hinzu.

„Gut!" sagte Optatus, „die erlauchte Olympia wird also Zeuge des Bekenntnisses der edlen Gunild sein. Wisse also," wendete er sich an diese, „Du bist nicht der Brandstiftung angeklagt, sondern eines noch viel gräßlicheren Verbrechens, das mit Deiner scheinheiligen Miene und Deinem prahlerischen Christenthum nicht zusammenpaßt: nämlich der Zauberei."

Mit namenlosem Erstaunen schaute Gunild zum Präfecten auf.

„Ja, spiele nur die Verwunderte! man kennt Dich!" rief er, „Du bist angeklagt, bösen Zauber geübt zu haben."

„Ich? . . . ich?" — sagte Gunild betäubt; — „das verstehe ich nicht."

„Du wirst mich sogleich verstehen! Du bist angeklagt, dem Neffen der erlauchten Eugraphia, dem jungen Priester Eugenius einen Liebestrank gegeben zu haben."

„Oh! . . . . gräßlich!" rief Gunild mit versagender Stimme und bedeckte mit beiden Händen ihr Antlitz.

„Sieh, wie schnell Du überführt bist. Deine Beschämung ist ein Bekenntniß," sagte Optatus.

„Ich bin nur beschämt, der Gegenstand einer solchen Anklage zu sein," sagte Gunild.

„Der Stolz ist bei Dir übel angebracht."

„Da hast Du Recht," erwiederte sie und ein himmlisches Lächeln trat in ihr Auge und ihr Antlitz.

Olympia hatte Gunild noch nicht nach der Taufe gesehen. Ganz verklärt schien sie ihr und Alles, was bisher noch hart und schroff in ihr gewesen war, hinweggeschmolzen im Sonnenlicht der Gnade.

„So lächeln die Seligen!" flüsterte Elpis in Olympia's Ohr.

„Also gestehst Du Dein Verbrechen ein?" fragte Optatus.

„Ich beging es nicht."

„Wenn Du leugnest, muß ich Dich auf der Folter zum Geständniß bringen."

„Ich beging es nicht."

Auf einen Wink des Präfecten traten die Schergen an sie heran.

„Barmherzigkeit, Optatus!" rief Olympia überwältigt von Schmerz und Entsetzen.

„Für Dich würdest Du dies Wort auf dieser Stelle nie aussprechen, geliebte Olympia," sagte Gunild sanft. „O laß mich in Deiner Seele da stehen, wo Du selbst stehst."

Sie wies die Schergen zurück und legte selbst ihren Schleier, ihren Mantel, ihre Schuhe ab. Ein Theil ihres reichen goldbraunen Haares war aufgelöst; sie faßte es zusammen und wand es um den Kopf, so daß ihr schönes bleiches Haupt wie eine Perle in goldener Fassung lag.

Wieder winkte Optatus den Schergen und wieder wies Gunild sie zurück. In ihrem weißen schleppenden Gewande ging sie gelassen zu der gräßlichen Folterbank. Vor derselben wendete sie sich zu Olympia und sagte:

„Er, der Unglückselige, der mir das irdische Paradies, die Kirche, geöffnet hat, öffnet mir heute das himmlische Paradies. Möge mein Leiden seiner armen Seele zum Heil werden. Und nun auf Wiedersehen, geliebte Olympia, in den ewigen Freuden.“

„Gehst Du denn wirklich hinweg!“ rief Olympia.

„Ich glaube — ja! . . . Eine Seele schreit zu mir um Rettung. Hienieden konnte ich sie nicht retten . . . . Vielleicht finde ich Erhörung, wenn ich am Thron Gottes für sie bitte.“

„So gehe hin, Du süßes Opferlamm,“ sagte Olympia gefaßt. Aber sie lehnte sich zitternd auf Theonens Arm.

„Du redest irr, schon jetzt aus Furcht, und sollst doch die Wahrheit bekennen! Eile Dich also, wenn

Du nicht willst, daß man Dir helfe!" rief Optatus ungeduldig.

Gunild legte sich auf der Folterbank nieder und sagte:

„In Deine heiligen fünf Wunden befehle ich mich, o Herr."

Die Henker thaten ihr Werk. Sie banden Gunildens Hände und Füße und legten um ihren Hals eine Schlinge, die an den Pfahl geknüpft wurde und bei gewöhnlichen Fällen nicht in Anwendung kam. Aber Optatus hatte den Wink verstanden, den Eugraphia in Betreff Gunildens ihm geben ließ. Als Alles fertig war fragte der Präfect Optatus:

„Bekennst Du, daß Du böse Zauberkünste getrieben hast?"

„Ich that es nicht," antwortete Gunild klar und entschieden.

Und die Henker thaten weiter ihr Werk. —

„Stehe ihr bei — o Herr . . . gekreuzigter" . . . . betete Olympia.

Tiefe Stille trat ein.

„Genug!" gebot Optatus den Henkern. Dann fragte er: „Bekennst Du jetzt?"

Tiefe Stille wie zuvor.

„Sie ist bewußtlos — nehmt sie herab!" sagte der Präfect kalt.

Die Henker lösten Gunilds Bande, und einer

von ihnen hob sie auf seinen Armen vom Folterbett ab. Ihr Haupt, ihre Glieder, hingen schlaff herab. Er legte sie auf der Erde vor dem Präfecten nieder und sagte:

„Herr . . . . sie ist todt."

„Das Opferlamm ist erwürgt," flüsterte Elpis tonlos.

„Und ist verherrlicht im ewigen Frieden," sagte Olympia, die eine übernatürliche Fassung gewonnen hatte, und zu Optatus sich wendend fragte: „Du wirst erlauben, daß ich die entseelte Hülle hinwegnehme und bestatte?"

„Nimm sie!" sagte er hart. „Dein eigenes Urtheil wirst Du später hören."

Er verließ den Richtstuhl. Die Tochter eines Verräthers — sie selbst Verrätherin an der Huld der Augusta — fand ihren Lohn! sprach er finster zu sich selbst, um den Schrei seines Gewissens zu übertäuben.

Er suchte die Ruhe, aber er fand sie nicht auf seinem Lager. Da erhob er sich wieder und beschäftigte sich damit, die verschiedenen Urtheilssprüche der Angeklagten abzufassen.

Am frühen Morgen meldete ein Diener den erlauchten Eugenius.

„Er komme!" sagte der Präfect; „aber es werden sich fünf bis sechs Mann Wache an der Thür aufstellen und bei dem leisesten Ruf eintreten."

Der Diener entfernte sich und Eugenius erschien — dermaßen entstellt, daß Optatus rief:

„Du scheinst sehr krank zu sein! . . . Nimm Platz. Womit kann ich Dir dienen?"

„Mit einer Antwort!" sagte Eugenius und blieb vor dem Präfecten stehen. „Ich war im Gerichtspallast und erfuhr dort, daß der Lector Euthemius, eine Dienerin der Pentadia und Gunild, die edle Gothin — in Folge der Folterung das Leben verloren hätten. Ist das wahr?"

„Von Pentadia's Dienerin wußte ich es noch nicht. Mit Gunild und Euthemius verhält es sich so," antwortete Optatus ruhig.

„So fahre zur Hölle!" schrie Eugenius und stürzte sich mit einem kurzen Schwert, das er unter dem Mantel hielt, auf Optatus.

Dieser aber hatte jede Bewegung des Eugenius im Auge behalten, war dem Stoß ausgewichen und rief die Wache herein, während Eugenius von der Gewalt des Stoßes fortgerissen, zu Boden taumelte.

„Bindet ihn und führt ihn fort: er ist rasend," sagte Optatus kaltblütig zur Wache. — —

Einige Stunden später erschien Bischof Severian bei der Kaiserin.

„Dein Erscheinen, mein ehrwürdiger Vater, bringt mir immer etwas Gutes," sagte sie verbindlich. „Was wird es heute sein?"

„Es ist die Nachricht, o göttliche Augusta, daß das Verhör der Angeklagten, in Bezug auf die Feuersbrunst geschlossen ist und nichts Bestimmtes ergeben hat. Doch sind der Priester Tigrius und der Diacon Serapion aus Constantinopel verbannt worden, nicht sowohl wegen der Brandstiftung, als wegen ihres tollen, aufrührerischen Fanatismus für Chrysostomus."

„Ha — das lobe ich! ja, ich bin sehr zufrieden mit Optatus."

„Du wirst es noch mehr sein, mildreiche Augusta, wenn Du erfährst, daß er für die angeklagten Frauen äußerst schonend war. Die Diaconissen Pentadia und Olympia sind mit der Warnung entlassen, sich der neuen kirchlichen Ordnung zu fügen, widrigenfalls sie mit Geldbußen und Verbannung gestraft werden müßten. Jetzt muß man ihnen Zeit lassen sich zu fassen, denn beide sind sehr gebeugt durch den Tod von drei jungen Neophytinnen?"

„Drei Neophytinnen? und junge Mädchen? wie traurig! . . . aber wie kam das?" rief theilnehmend Eudoxia.

„Die eine kam im furchtbaren Gedränge um, bei der Gefangennehmung des Chrysostomus. Die zweite war von äußerst schwacher Gesundheit: sie starb im Gefängniß. Und die dritte" . . . —

„Und die dritte?" wiederholte Eudoxia gespannt, weil der Bischof schwieg.

„Kein Sieg ohne Opfer! kein Triumph ohne Kreuz!“ erwiederte er. „Du liebtest sie — diese dritte; doch Du hattest sie schon verloren — durch ihren Undank.“

„Gunild ... todt!“ rief Eudoxia voll Entsetzen; — „todt, dies kräftige schöne Leben! wie war das möglich!“

„Die geistige Aufregung der letzten Tage überwältigte ihre leiblichen Kräfte. Von einem heftigen Fieber verzehrt, redete sie irr im Verhör — und bald darauf machte ein Nervenschlag ihrem Leben ein Ende. Ohne Klage hauchte sie ihre Seele aus.“

„O Gunild — Du einzige Gunild! . . . ich habe in dir ein namenloses Kleinod verloren!“ klagte Eudoxia in Thränen.

„Du hattest sie schon vor ihrem Tode verloren, o Herrin und Tochter. Bedenke das! Fasse die ganze Catastrophe in ihrem Zusammenhang auf: in Folge derselben ist Gunild gestorben und bist Du unumschränkte Kaiserin des morgenländischen Reiches geworden.“

„Du sprichst recht, mein ehrwürdiger Vater,“ sagte Eudoxia und trocknete ihre Thränen. „Nicht weinen will ich, sondern frohlocken, denn erst seitdem der Mann fort ist, ist die Kirche von einem Tyrannen befreit und bin ich wahrhaft Kaiserin, die Niemand zu fürchten braucht.“

Die unumschränkte Kaiserin.

In demselben Jahr 404 am 6. Oktober herrschte tiefe Stille im Hebdomon-Pallast. Sie war todt, die schöne, stolze, mächtige Kaiserin Eudoxia, todt bei vierundzwanzig Jahren, gestorben in schweren Leiden ihres sechsten Wochenbettes. Auf dem Höhepunkt ihres Strebens angelangt, fand sie ein unerwartetes, frühes Grab.

In der Wüste.

Nach langen Jahren, als die Ueberreste des Chrysostomus schon durch die Kinder von Arcadius und Eudoxia feierlich nach Constantinopel übertragen waren, als sein Name und Andenken schon unter den Heiligen glänzten, als Olympia längst wie ein stiller Stern am Horizont der Zeit unbemerkt hinab gesunken war, um in einer besseren Welt als leuchtendes Gestirn aufzugehen — da lebte in der egyptischen Thebaïs ein grauer gewaltiger Büßer. Er hieß Eugenius.